

Die Grenadiere.

Von

Victor Blüthgen.

Zu einer Original-Zeichnung von Paul Thumann.



Komm 'ran, komm 'ran, du zager Mann,
Sie thun dir nichts, komm, gud' sie an.
Hier stehn sie in Parade all'
Und ich bin Gen'ral-Feldmarschall —
Hurrah!

Von Blech und Eisen blinkt's und starrt's,
Ihr Schnurrbart ist wie Kohle schwarz;
Gleich präsentirt mir Klein und Groß,
Und bums! gehn die Kanonen los —
Hurrah!

Das sind die tapfern Grenadier',
Sie stehn im Kampf wie Säulen dir,
Und stehn sie nicht, so falln sie um,
Doch keiner zieht vor Furcht sich krumm —
Hurrah!

Der Kaiser ist ein mächt'ger Mann:
Was fängt er ohne Soldaten an?
Ruft uns mal auf sein Heergebot,
Wir schlagen ihm Tür' und Teufel todt —
Hurrah!

Ausgeschlafen.

Von Johannes Trojan.

Zu einer Original-Zeichnung von Paul Thumann.

Hast ausgeschlafen, Kleine?
Willst nun spazieren gehn?
Ach, wie reckst du Arm' und Beine!
Aenglein können noch nicht sehn.

Was träumte dir? Erzähle!
Gewiß vom Weihnachtöfest.
Bist so müd noch, arme Seele,
Möchtest wohl zurück ins Nest.

Du schließt auch gar so lange,
Du schließt auch gar so tief.
Ja, beinah schon war mir bange,
Als mein Schäschen endlich rief.

Ich war doch gleich zur Stelle
Und nahm dich aus dem Bett.
Aenglein werden jezt schon helle —
O wie lacht das Kind so nett!



Die Sage vom kleinen Rosengarten des Königs Laurin.

Von

Wilhelm Osterwald.

Original-Zeichnungen von Ludwig Burger.

Im Alpenlande Tirol *) liegt, von der Centrakette der Tiroler Alpen durch das Pustertal geschieden, im Mittelpunkte eines sich nach Süden ziehenden mächtigen Gebirgsstockes, vom Eisack, Grödnertal und Fassathal nach drei Seiten begrenzt, die Seiser Alp, aus der nach der vierten Seite sich der Schlern wie eine riesige Felsenmauer erhebt. Gegen siebentaufend Fuß über dem Meerespiegel liegend bildet die Hochebene dieser Alp den herrlichsten Naturgarten voll der schönsten und seltensten Alpenpflanzen. Zwischen den prachtvollsten Genzianen, deren strahlend reines Blau den Blick fast blendet, prangen stolze Orchideen mit ihren seltsamen und doch schönen Blütenbildungen, buntfarbige Alpenprimeln und sammtartige Aurikeln lachen das Auge des Pflanzenfreundes an und wetteifern mit der Blütenfülle und Farbenpracht der Bergfameinicht- und Ehrenpreis-, Anemonen- und Ranunkelarten, die sich gegen das saftreiche Grün der Alpenmatte aufs anmuthigste abheben; die Felsenwände sind bis zu einer gewissen Höhe, über welche hinaus das nackte Gestein keinen Pflanzenwuchs duldet, mit ganzen Polstern reizender, weiß, roth, gelb oder violett blühender Steinbrech-, Sempervivum-, Silenenarten, Alpenveilchen und Alpenrosen bekleidet, und die Luft ist rings vom würzigsten Duft erfüllt, zumal in der Zeit der Heuernte, wie denn die aromatischen Heubäcker der Seiser Alp sich weithin eines wohlverdienten Rufes erfreuen.

Aber nicht bloß der Pflanzenfreund kann auf jener unvergleichlich schönen Hochebene seine volle Freude haben, sondern auch der Insectensammler und in noch ungleich höherem Maße der Mineralog, da die Seiser Alp wie das Fassathal und Badiathal wahre Schatzkammern der mannichfachsten und seltensten Versteinerungen sind und schon der bloße Anblick der mächtigen und vielgestaltigen Gebirgsmassen und Felsenungethüme, wie des Schlern, des Blatt- und Langkofels, des Vesules und anderer,

die sich rings um die Seiser Alp nach Osten und Norden weit in die benachbarten Thäler erstrecken, ein märchenhaft bezaubernder ist, nicht nur wegen der wunderlichen und ungeheuerlichen Gestalten, in denen sie sinnverwirrend aus dem grünen Wiesenteppich steilrecht, nackt und tausendfach zerklüftet emporstarren, sondern ganz besonders wegen ihrer wunderbaren, vom lichten Weiß und Marmorgrau ins Blaströthliche hinüberspielenden Farbe, die sich im Glanze der auf- oder untergehenden Sonne zu einer Purpurgluth steigert, wie sie in gleicher Pracht kaum anderswo in Europa zu sehen sein möchte.

Man glaubt die dunkelrothe Scheibe des aufgehenden Mondes vor sich zu erblicken, aber sieht man genauer hin, so ist der glührothe Gegenstand nichts als ein nackter Felsenvorsprung; ein ander Mal fühlt man sich versucht zu glauben, das ganze Gebirge sei in seinem Innern entzündet und leuchte mit feurigem Schein aus sich heraus; und wieder ein anderes Mal schwebt am Abendhimmel ein leichter Nebelbust, unter dessen Flor sich die Gluth der Beleuchtung mildert, und ein feiner, weicher Rosenschleier scheint sich in der ganzen Runde über alle die Felsenungeheuer zu legen, der sich in den Tiefen und Klüften zwischen den Steinhürmen und Felsenjachen bis zum dunklen Violett vertieft. In solchen Augenblicken scheint die ganze Felsenkette, die vom Schlern nach Osten und Süden um die Seiser Alp gezogen ist, vom Abendsonnenschein wie mit lichten Rosen überstreut, und wer diesen entzückenden Anblick genießt, der begreift vollständig, weshalb der Mund des Volkes diese Kette vielfach und wirt verzweigter Marmorstämme den Rosengarten nennt.

In diesen steinernen Rosengarten Tirols ist aber eine alte deutsche Sage geknüpft, die uns in einem mittelalterlichen Gedichte, „König Laurin oder der kleine Rosengarten“ betitelt, erhalten ist. Der kleine Rosengarten heißt er im Gegensatz zu dem großen Rosengarten bei Worms, von dem ich in einem früheren Bande der Deutschen Jugend erzählt habe; König Laurin aber, dessen Name neuhochdeutsch Laurin lautet und den kleinen Laurer oder das Laurchen bedeutet, ist ein König der Zwerge, die in den alten deutschen Sagen neben

*) In der Einleitung ist der 4. Vortrag in: „Alpinisches und Transalpinisches von Karl Witte, Berlin 1858.“ benutzt.
W. D.

Helden, Rittern und Riesen der Vorzeit ihre Rolle spielen.

Ihr Reich ist das Innere der Gebirge, deren metallische Schätze sie nicht bloß in den Bergadern zu finden, sondern auch kunstreich zu verarbeiten wissen; den Menschen sind sie, wie weit sie auch in ihrer winzigen Kleinheit körperlich unter ihnen stehen, doch in der Behendigkeit des Witzes und der List vielfach überlegen und nehmen deshalb selbst mit gefeierten Helden den Kampf auf, den schönen Töchtern der Könige aber stellen sie nach und suchen mit List ihre Liebe zu gewinnen.

Im Allgemeinen bilden die Alpen die Grenzscheide zwischen deutscher und welscher Sprache, aber aus den Zeiten der großen Völkerwanderung, in welcher die germanischen Stämme der Vandalen, Gothen und Langobarden das Joch der Alpen überschritten, sind bis auf den heutigen Tag lebendige Zeugen in Sprache, Volksart und Sitte übrig geblieben. Eine lange Zunge deutschen Stammes steigt dem Laufe der Eisack und der Etsch folgend weit nach Süden hinab, während die welschen Ureinwohner sich rechts und links in die durch hohe Berge vor der germanischen Einwanderung geschützten Seitenthäler zurückgezogen haben.

Mit den deutschen Stämmen aber zog die deutsche Sage über die Alpen und weilte mit besonderer Vorliebe und lange über die Zeit hinaus, in der Ostgothen und Langobarden dort geherrscht haben, in der schönen Landschaft zwischen Alpen und Apenninen, die unsre alten Pieder gewöhnlich das Land Lamparten nennen, wo Verona oder Welsch-Bern an der Etsch als Sitz des großen Gothenkönigs Dietrich, die Burg Garten oder Gardenna am Gardasee als Heimat Hildebrands, Amelolts und Ortnits, und Ravenna oder Welsch-Naben wegen der großen elstägigen Helden Schlacht zwischen Ermanarich und Dietrich die von der deutschen Heldensage gefeiertsten Punkte sind, und wohin uns auch das Gedicht vom kleinen Rosengarten Laurins führt, dessen Inhalt ich nun erzählen will.

König Viterolf von Steiermark, dessen Ruhm manches deutsche Heldenlied gefeiert hat, hatte zwei Kinder, den ritterlichen Dietlieb und die schöne Similde.

Eines Tages lustwandelte die junge Königstochter auf schöner Aue unter einer grünen Linde, und viele Ritter und Edelfräulein bildeten ihr Gefolge. Auch ihr Bruder Dietlieb war in Gesellschaft hochgeborener Fürsten und Herren mit dort, und man trieb daselbst allerhand Kurzweil mit Spie-

len, Singen und Tanzen und war lustig und vergnügt und freute sich des Lebens im Sonnenschein des Tanzes und der Jugend.

Als aber die Lust am größten war und die schönen Fräulein kein Ende finden konnten, mit lachendem Munde den Ball des Scherzes in ihrem Kreise umzutreiben, fragte plötzlich eine von ihnen: „Aber wo ist denn unsere junge Königin Similde?“

„Wo soll sie sein?“ hieß es, „sie war ja doch eben noch hier, wir haben sie doch alle gesehen und mit ihr geredet, es ist ja wohl kaum ein Augenblick seitdem vergangen.“

Das war nun freilich alles richtig, aber jetzt war die junge Königin nirgends zu sehen, und niemand wußte zu sagen, wohin sie so plötzlich den Blicken ihrer Begleiterinnen entschwunden war. Umsonst sahen sich die edlen Fräulein nach allen Seiten nach ihr um, umsonst suchten sie die schöne Herrin und riefen ihren Namen: Similde war und blieb verschwunden.

Als Dietlieb die unerhörte Kunde vernahm, wollte er sie anfänglich gar nicht glauben, aber als auch er seine Schwester vergeblich suchte und mit Namen rief, klagte er Gott sein Leid und schwur nicht eher ruhen zu wollen, als bis er die Verlorene wieder gefunden hätte.

Mit der Lustbarkeit hatte es nun natürlich ein Ende, Dietlieb forderte die Herren auf, mit ihm an seines Vaters Hof zu kommen, um zu berathen, was geschehen solle, um Similden wieder zu finden, und so brachen sie alle auf und gingen schweigend und betrübt an König Viterolfs Hof.

Aber wie war es möglich gewesen, daß Similde verschwunden war, ohne daß jemand es merkte? Ihr wißt doch aus der Sage von Siegfried, daß dieser leuchtendste Held der deutschen Sage im Besitz einer Tarnkappe war, die ihm Unsichtbarkeit und übermenschliche Kraft verlieh. Unter einer solchen Tarnkappe habt ihr euch nicht etwa eine Kopfbedeckung vorzustellen, sondern einen die ganze Gestalt einhüllenden Mantel, wie ja in manchen Gegenden das Nachtgewand der Kinder noch heute Kappe genannt wird, einen Mantel von so großer Feinheit, daß er sich wie eine Haut um die Glieder schmiegt, weshalb er auch Tarnhaut genannt wird, und mit dem der Besitzer, wenn er will, auch eine andere Person oder mehrere einhüllen kann, die dann eben so unsichtbar werden als er selbst.

Einen solchen unsichtbar machenden Zaubermantel hatte dort auf der schönen Aue unter der Linde ein kleiner Zwerg plötzlich über die Prinzessin Similde geworfen, deren Schönheit ihn schon lange

gereizt hatte, und vermöge seiner sonstigen Zauberkräfte hatte er sie dann mit Windeschnelle durch Wald und Haide in das wilde Gebirgsland entführt, wo er ein mächtiger König über das Volk der Zwerge war; seinen Palast aber hatte er in einem hohlen Berge, in dem alle Geräthe aus reinem Gold und Silber waren, und von den Wänden funkelten die prachtvollsten Karfunkelsteine so leuchtend, daß es in dem unterirdischen Saale so hell war, wie draußen im Tageslichte.

Hierher führte der Zwerg die schöne Similde, bot ihr alle Ehre, und als sie sich von ihrem Schreck über ihre unvermuthete Entführung so wie von ihrem Erstaunen über die niegeahnte Pracht des Bergpalastes erholt hatte, sagte er zu ihr:

„Hochedles Fräulein, der Reiz eurer unvergleichlichen Schönheit hat mein Herz schon lange mit heißer Liebe zu euch erfüllt und mir das unwiderstehliche Verlangen eingefloßt, euch hier in meinem Reiche zu meiner Gattin und Königin zu machen, denn ich bin ein reicher König des Gebirges und gewaltig über viele Riesen und Zwerge, über die alle ihr die Krone tragen und alle unterirdischen Prachtgeschlöffer zu eurer Verfügung haben sollt, wenn ihr mir um meiner Liebe willen eure Entführung verzeiht und mir die Hand zur Vermählung reicht.“

Similde erstaunte über die wohlgesetzte Rede des Kleinen noch mehr als über alles, was sie bis dahin gesehen und erfahren hatte, denn aus so zwerghaftem Munde einen förmlichen Heirathsantrag anhören zu sollen — das ging doch über alles, was sie für möglich gehalten hatte, weit hinaus. Doch sammelte sie ihre Gedanken, so gut es ging, und antwortete mit Würde:

„Wenn ihr ein mächtiger König seid, wie ihr behauptet, so saget mir um eurer Ehre willen: Hat mich mein Bruder euch versprochen oder zugesagt oder seine Rechte über mich auf euch übertragen, so will ich gern hier bleiben; ist das aber nicht der Fall, so kann ich nicht froh werden, bevor ich ohne alle Schande wieder in meine Heimat gelange.“

Der kleine König antwortete: „Lasset alle Traurigkeit bei Seite, vielschöne Jungfrau! Fünfzehn mächtige Könige, die mir unterthan sind, stelle ich unter eure Gewalt, daß ihr mächtiger werden sollt als irgend eine Königin auf Erden. Denn, ich wiederhole es, ich bin der Oberkönig des ganzen Gebirges, und alle wilden Lande desselben sind mir unterthan.“

„Ich bezweifle es nicht,“ sagte Similde, „aber die Kleinheit eurer Gestalt bestrebt mich, so wie der Umstand, daß ich euren Namen nicht kenne.“

„Ich heiße Laurin, und weithin ist mein Königsname bekannt und geehrt,“ sagte der Kleine mit Stolz.

„Wohlan, Herr König Laurin,“ sagte Similde, „handelt königlich an mir, und zwingt mich nicht zu einem Entschlusse, bevor ich euer Wesen kennen gelernt und geprüft habe.“

Das sagte Laurin lachend zu, denn da sie willig war zu bleiben, glaubte er schon halb gewonnen Spiel zu haben.

Inzwischen hatte Simildens Bruder Dietlieb sich mit seinen Fürsten und Herren berathen und beschlossen, über Tirol an der Etsch hinunter in das Land Lamparten zu reiten, wo an den lachenden Ufern des Gardasees der weitberühmte Waffen- und Heermeister Dietrichs von Bern, der alte Hildebrand seinen Sitz hatte, bei dem er noch am ersten Rath und Hülfe für seine seltsame Noth zu finden hoffte.

Als Dietlieb auf die Burg Garten geritten kam, ward er mit allen Ehren, die einem Fürsten zukommen, vom alten Hildebrand empfangen, und Frau Ute, seine Gemahlin, bot mit ihrem Hofgesinde den Gästen gleichfalls freundlichen und ehrenvollen Willkomm. Hildebrand führte den jungen König selbst in ein schönes Zimmer, wo er sich nach Hofesitte entwaffnete und Hoffkleider anlegte und sich an den Speisen und Getränken, die ihm reichlich vorgesetzt wurden, von der Anstrengung der Gebirgsfahrt erholte.

Als er geessen und getrunken hatte, fragte Hildebrand den Steiermärker, welches Anliegen ihn nach Garten geführt hätte.

Dietlieb erzählte ihm, in wie wunderlicher und unerklärlicher Weise er seine Schwester verloren hätte, und bat ihn um Rath und Hülfe in seiner Noth.

Hildebrand lachte und sagte, wo die Verlorene zu suchen sei, wisse er zwar vorläufig auch nicht, aber ohne Kampf und Streit werde sie wohl nicht wiedergewonnen werden, und darin wolle er gern seinen Mann stellen. Er gab auch seinen Reden sofort Befehl sich zu rüsten und legte selbst sein Streitgewand an, und als sie alle bereit waren, nahmen sie Urlaub von Frau Uten, sprangen auf ihre guten Rosse und ritten mit Dietlieb zunächst nach Verona oder Welsch-Bern, um den unvergleichlichen Helden Dietrich, den berühmtesten aller Gothenkönige aus dem weitgefeierten Geschlechte der Amelungen, von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu setzen.

Unterwegs begegneten sie auf einer breiten Heide

einem wilden Waldmanne, den Hildebrand anritt und Streitendes von ihm begehrte; der Waldmann aber bat um Gnade und rief: „Lasset mich in Frieden, Herr, ich bin ein armer Waldmann, den König Laurin in Acht und Bann gethan hat, der über alle Welt Herr sein will und so stark ist, daß er wohl mit hundert Mannen als Einzelner den Kampf annimmt.“

„Was weißt du mehr von ihm zu erzählen?“ fragte Hildebrand.

„Schon seit zweiunddreißig Jahren,“ sagte der Waldmann, „hält er oben im Gebirge im Lande Tirol einen lichten Rosengarten, den statt der Mauer oder des Zaunes ein seidener Faden umzieht, an dem nach den vier Himmelsgegenden vier goldene Pforten angebracht sind. Niemand ist so kühn, daß er wagte in den Garten durch die Pforten einzubringen, wenn sie verschlossen sind; wer aber doch so fürwitzig wäre, die Pforten zu zerstören oder den Faden zu zerreißen und in den Rosengarten wider Laurins Willen einzubringen, dem würde der zauberstarke Zwergkönig den linken Fuß und die rechte Hand als Pfand abnehmen, wie er sich schon an manchem gerächt hat, der ihm seine lichten Rosen hat schädigen oder brechen wollen.“

Als Hildebrand das gehört hatte, ließ er den Waldmann in Frieden und ritt mit seinen Freunden nach Bern an Dietrichs Hof, dessen Reden um die Wette das Lob des kühnen Amelungentrostes priesen. Namentlich ward Wittich, Wielands Sohn, nicht müde, Dietrichs neueste Heldenthaten dem alten Hildebrand zu rühmen und ihn als den ersten Helden der Welt zu verherrlichen.

„Nun, nun,“ sagte der alte Hildebrand, „es ist mir immerhin lieb zu hören, daß er meiner Lehre und Erziehung keine Schande macht; aber was die Zwerge des Gebirgs vermögen, weiß er doch noch nicht, und mit dem Könige Laurin hat er noch nicht gekämpft. Wenn er den besiegen könnte, so wollte ich auch sein Lob vor aller Welt verkünden und ihn höher preisen als alle andern Helden.“

Als nun Dietrich selbst zu ihnen gekommen war und hörte, was Hildebrand von Laurin sagte, sprach er: „Alter Freund und Lehrmeister, ich fürchte, du sturmerst. Wäre an dem Könige Laurin wirklich so viel Ruhm und Ehre zu ersiegen, so hättest du mir doch gewiß schon lange von ihm gesprochen. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Zwergkönig so stark und kühn ist, wie er doch sein müßte, wenn dein Bericht mit der Wahrheit im Einklang stünde.“

Zornig antwortete Hildebrand: „Sehe ich aus wie ein Flunkerer? Und ziemt es sich wohl für einen so edlen und hochgeborenen Fürsten, der obendrein mein Schüler ist, solche Reden zu führen? Weil er ein Zwerg ist, glaubt ihr, Laurin sei nicht zu fürchten? Ja wenn die Gefährlichkeit eines Gegners nach Zollen gemessen werden könnte, es wäre eine schöne Sache. Aber ihr habt doch aus euren vielen Niesenkämpfen selbst schon zur Genüge gesehen, daß mitunter der längste Mann den geringsten Muth hat. Daß ihr mit den Großen fertig werden könnt, weiß ich, aber Gott behüte euch und jeden guten und großen deutschen Helden vor den Kleinen und ihren Tücken und Ränken.“

„Nun zürne mir wegen meiner Worte nur nicht gleich so sehr,“ sagte Dietrich besänftigend, und theile mir doch mit, welche Bewandniß es mit dem Zwergkönige hat.“

„Er hält sich im Gebirgslande Tirol einen schönen Rosengarten,“ sagte Hildebrand, „dessen Zaun nichts ist als ein seidener Faden, und wer es wagt in diesen Garten wider seinen Willen einzubringen, dem nimmt er zur Buße den linken Fuß und die rechte Hand.“

„Das wäre!“ sagte Dietrich unmäßig lachend. „Den Rosengarten muß ich sehen, und käme ich darüber auch in die größte Noth!“

„Brav so!“ sagte Wittich, „und wenn ihr es nicht übel nehmt, so will ich auf der Fahrt nach Laurins Rosengarten euer Gefelle sei, und wenn es euch recht ist, die Rosen des übermüthigen Zwerges in Grund und Boden treten.“

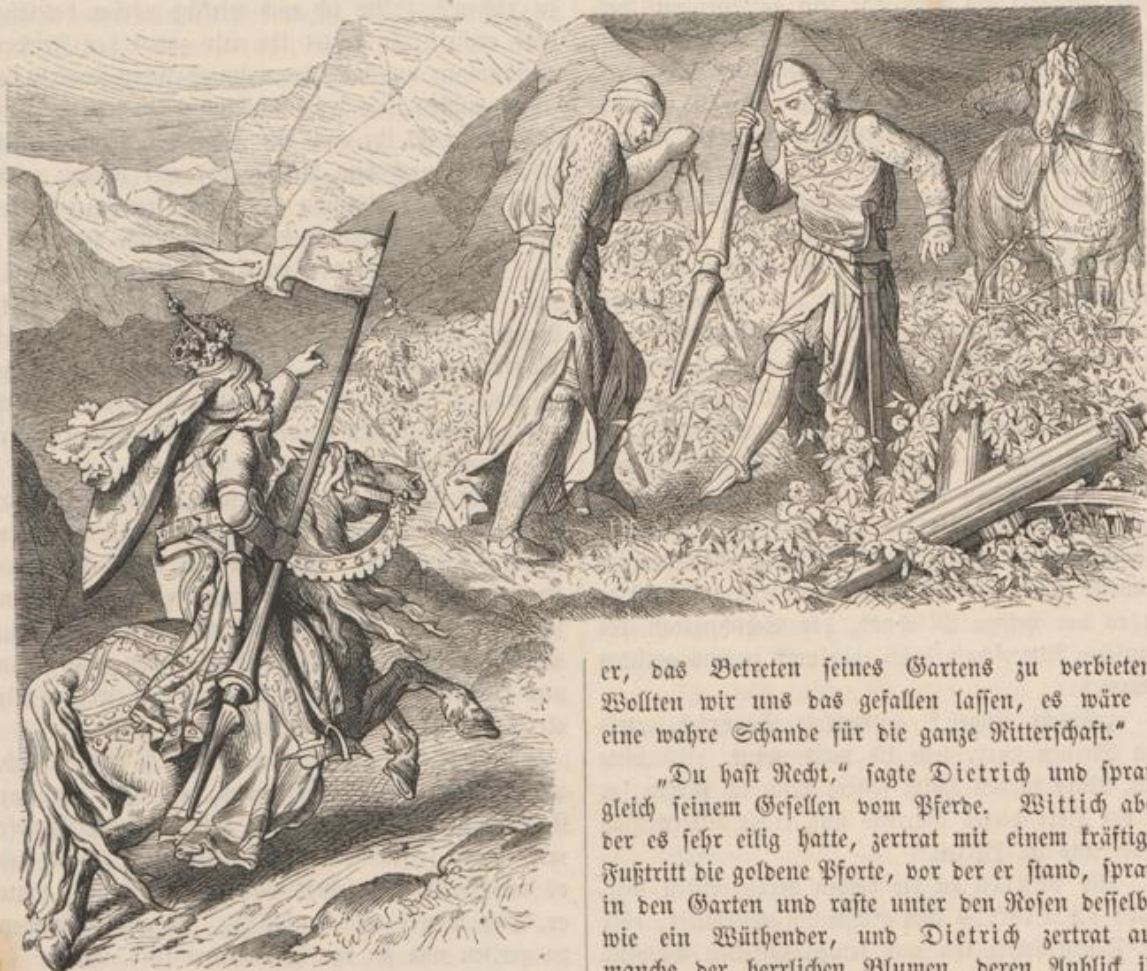
Dietrich fragte den alten Hildebrand, ob er und seine Begleiter den Kampf mit dem Könige Laurin aufnehmen wollten, und als Hildebrand es bejahte und dem jungen Könige auch Dietrichs Noth klagte und dabei andeutete, daß Laurin, dem alles zutrauen wäre, möglicherweise selbst der Entführer der schönen Königstochter Similde sein könnte, rüstete sich Dietrich sofort zum Aufbruch und befahl auch seinen Reden, vor allen dem kühnen Wittich, sich zum Ritt wider Laurin zu waffnen, und so begierig war er, den Ruhm des Sieges selbst zu erwerben, daß er sich die Ehre ausbat, mit seinem Gefellen Wittich vorauszureiten und den Kampf allein auszufechten.

Hildebrand war damit einverstanden, unter der Bedingung jedoch, daß er und Dietrich den beiden in einiger Entfernung nachritten.

Dietrich und Wittich ritten von Verona zunächst die Etsch und dann die Eisack hinauf und legten die Strecke, die heute eine starke Tagereise in

Anspruch nimmt, auf ihren tüchtigen Rossen in viel kürzerer Frist zurück. Nicht weit über der Stelle, wo heute die gute Stadt Vohen liegt, ritten sie aus der engen Thalschlucht gegen Morgen auf die erste Terrasse des Hochgebirges. Bald umging sie ein düsterer Wald, der wilde Tann, wie ihn das Gedicht nennt, in dem sie rasteten, um von da auf den Platz der Hochebene emporzureiten, den das Volk noch heute den Tiroler Rosengarten nennt.

„Das wäre ja um toll zu werden,“ sagte der ungestüme Wittich. „Möge der Teufel des Gartens und seiner Rosen pflegen, denn er ist doch nur eine eitle Pflanzung des Hochmuths. Nein, edler König, wenn ihr mir folgt, so springen wir von den Rossen und küßen unsere Lust an den Rosen des übermüthigen Zwergkönigs. Was hat auch der Laurer hier oben im wilden Gebirge Rosen zu pflanzen? Und wenn er sie gepflanzt hat, was für ein Recht hat



Als sie den blumengeschmückten Ager, den ihn umspannenden Seidenfaden und die von Gold und Edelsteinen blühenden Pforten erblickten und sich an der Pracht der lichten Rosen ergöckten, sagte Dietrich: „Lieber Gefelle Wittich, das wird wohl der Garten sein, von dem uns Hildebrand gesagt hat; ich fürchte, wir kommen in groß Ungemach, wenn wir uns an diesen herrlichen Rosen vergreifen, die so wunderbar schön blühen und die Luft mit einem so süßen Geruch durchwürzen, daß es wohl am besten wäre, wir ließen sie ungeschädigt stehen und ritten wieder nach Hause.“

er, das Betreten seines Gartens zu verbieten? Wollten wir uns das gefallen lassen, es wäre ja eine wahre Schande für die ganze Ritterchaft.“

„Du hast Recht,“ sagte Dietrich und sprang gleich seinem Gefellen vom Pferde. Wittich aber, der es sehr eilig hatte, zertrat mit einem kräftigen Fußtritt die goldene Pforte, vor der er stand, sprang in den Garten und raste unter den Rosen desselben wie ein Wüthender, und Dietrich zertrat auch manche der herrlichen Blumen, deren Anblick ihn doch vorher so entzückt hatte.

Als sie sich ausgerast hatten, setzten sie sich in das grüne Gras nieder, um von ihrer wilden Arbeit auszuruhen. Als bald kam der kleine Zwergkönig Laurin auf einem stattlichen Köhlein daher geritten. Er führte, wie klein er auch war, einen Speer, dessen Schaft von Golde glänzte und an dessen Spitze ein mit zwei Windspielen bemaltes Fähnlein schwebte. Sein an beiden Seiten scheidiges Köhlein war glänzend angeschirrt, Sattel, Schirmdecke, Stegreif und Zügel strahlten von Gold und Edelsteinen, er selbst aber war noch viel prachtvoller gerüstet und

gekleidet, seine Beinkleider waren purpurroth, sein goldener Ringpanzer, der in Drachenblut gehärtet war, glänzte schon von weitem; darüber trug er einen Wapenrock von kostbarer Seide, der mit vielen Edelsteinen aufs kunstvollste verziert war, und um den Leib einen nicht minder kostbaren Gürtel, der ihm die Kraft von zwölf starken Helden verlieh. Sein Schwert von unverwüßlichem Stahl hatte einen goldnen Griff, dessen Knauf aus den seltensten Edelsteinen bestand, aber kostbarer als alles war sein goldener mit Karfunkelsteinen besetzter Helm, dessen oberer Theil eine Krone bildete, deren Werth allein ein Königreich aufwiegen mochte. Denn sie war nicht allein gleichfalls aus Gold und Edelsteinen gemacht, sondern barg auch in ihrem Innern ein wahres Wunderwerk von Kunst, denn es waren in ihr allerhand künstliche Vögel von Gold angebracht, die, wenn Laurin wollte, einen Gesang anstimmten, der ganz natürlich klang wie der Gesang der Nachtigallen, Lerchen, Finken und Zeisige. Der Schild endlich, den der kleine König führte, war ebenfalls goldfarben und auf seiner Mitte war ein wüthender Leopard gemalt, den braunfarbene Sperber umschwebten.

Als Laurin in so glänzender Pracht über den Plan dahengeritten kam und die beiden Helden ihn erblickten, sagte Wittich zu Dietrich: „Nimmer sah ich eine so glanzvolle Erscheinung, die Engel im Himmel können nicht leuchtender sein. Am Ende ist es der heilige Michael, der Schutzpatron der deutschen Ritterschaft selbst, der dort zu uns geritten kommt.“

„Solche Engel,“ antwortete Dietrich, „wie den Kleinen dort, sehe ich nicht gerne. Ich bitte dich, binde deinen Helm fester, denn ich fürchte, er ist der Herr dieses Gartens und trägt bitterm Haß wider uns im Herzen.“

Als Laurin an die beiden herangeritten war, erhob sich Dietrich und grüßte ihn ehrerbietig, aber der Zwerg schrie ihn und seinen Gefellen wüthend an: „Ihr böses Gesindel, was habt ihr hier für Unfug angerichtet? Wie heißt ihr? Wer hat euch gesandt? Und wie durftet ihr mir die wonniglichen Rosen meines Gartens so lästerlich zertreten? Wahrlich, Thoren und rohen Waldbauern gleicht ihr in eurem frevelhaften Thun, womit ihr das Leben oder mindestens das mir zustehende Pfand verwirkt habt, denn es ist hier mein Recht, von jedem, der sich an meinem Garten vergangen hat, den linken Fuß und die rechte Hand zur Buße zu nehmen.“

Ihm antwortete Dietrich: „Nicht also, du kleiner Mann! Laß deinen Zorn ruhen und pfände edle Fürsten nicht an Fuß und Hand, die sich wohl

besser mit Silber und Gold auslösen können. Die Rosen haben wir freilich zertreten, aber wenn der Mai wieder kommt, blühen sie von neuem wieder auf. Der Schade ist also nicht so groß, daß er nicht mit Gold und Silber zu ersetzen wäre.“

Höhnisch entgegnete Laurin: „Ich habe selbst mehr Gold als deiner drei haben können. Ihr möget mir schöne Fürsten sein, wenn ihr hier solchen Schimpf treiben könnt. Was hattet ihr denn an mir zu rächen? Hätte ich euch wirklich vorher beleidigt oder erzürnt, so hättet ihr mir zuvor den Frieden auffkündigen und mich dann im ehrlichen Kampfe bestehen müssen, das wäre fürstlich gehandelt gewesen. So aber habt ihr euch wie Freveler benommen und ich fordere nach dem Rechte, das mir zusteht, nicht bloß Roß und Rüstung von euch, sondern von jedem auch den linken Fuß und die rechte Hand.“

Da sagte Wittich zu Dietrich: „Sollen wir den Kleinen noch länger schelten lassen? Mir brennen die Finger schon lange vor Verlangen das Schwert zu ziehen und seinen Lästerreden ein Ende zu machen. Roß und Mann sind so klein, daß ich mir getraue, sie alle beide an den Beinen zu packen und gegen die Felsenwand zu werfen.“

Aber Dietrich antwortete: „Man kann nicht wissen, ob Gott nicht ein Wunder an dem kleinen Manne gethan hat. Wäre er sich nicht übergroßer Kraft bewußt, wie könnte er dann in so hohem Tone zu uns reden? Ich wollte, ich wäre in Bern, denn wir werden hier schwere Arbeit bekommen, und wenn uns die Nacht im Kampfe überrascht, so werden wir die Rosen theuer bezahlen müssen.“

Das klang dem kühnen Wittich unerträglich, und er konnte sich nicht enthalten, dem edlen Berner Feigheit vorzuwerfen, daß er sich vor dem Kampfe mit einem so kleinen Manne fürchte. „Hätte ich es mit zwölf von seines Gleichen zu thun,“ sagte er, „ich machte mich anheischig, sie alle zusammen zu greifen und an den Bäumen aufzuhängen.“

Als Laurin diese Prahlworte hörte, sagte er zu Wittich: „Eure Rede ist so tapfer, daß sich ganze Heere vor euch fürchten könnten, wenn es auf Worte allein ankäme. Aber laffet mich nun auch eure Thaten sehen. Wir wollen beide allein mit einander kämpfen, gürtet also euer Roß und macht euch selbst fertig.“

Zornig sprang Wittich in den Sattel, und alsbald banden die beiden Gegner ihre Helme fester, senkten ihre Speere, verhängten ihren Rossen die Zügel und sprengten auf dem grünen Anger wie zwei windschnelle Falken wieder einander. Wohl zielte Wittich nach seiner Gewohnheit fest und sicher,

aber sein Stoß prallte an dem Zauber ab, der den Zwergkönig schirmte; Laurin jedoch traf seinen Gegner nahe bei der Stelle, wo man den Helm strickt, die Helmhaube mit dem Kinnstück durch eine an der linken Seite befindliche Feder vereinigt und dadurch den Helm schließt, und er traf ihn so gewaltig, daß Wittich strauchelte und hinter das Ross in das Gras niedersiel.

Als bald sprang Laurin von seinem Kößlein, fesselte den Besiegten und wollte sich anschicken, ihm das verlangte Pfand: den linken Fuß und die rechte Hand zu nehmen; aber da zog Dietrich sein Schwert und sprach, es gegen ihn ausstreckend: „Es wäre mir und allen Rittern eine Schande, wenn jemand durch Feindes Uebermuth geringen Schaden so schwer büßen sollte!“

Hochmüthig antwortete Laurin: „Was kümmert mich deine Schande? Solltest du etwa der Berner sein, wie ich aus deinen Reden fast vermuthete, so bist du übel angekommen und sollst eben so wenig Nutzen davon haben als dein Gefelle. Beide müßt ihr mir den linken Fuß und die rechte Hand zum Pfande lassen, denn allzu lästerlich habt ihr meine zarten Rosen behandelt. Setze dich also zur Wehr und laß dich meine Kleinheit nicht verdrießen, denn ich sage dir, ich nehme es wohl mit zwölfen von deines Gleichen auf.“

Ueber diese Rede erschraf Dietrich nicht wenig, zumal da der besiegte Wittich ihm nach den Gesetzen der ritterlichen Ehre nicht beistehen durfte. Laurin aber saß schon wieder auf seinem kleinen Schemel und rief: „Bist du der von Bern, so will ich um so lieber mit dir kämpfen und dich nicht minder sanft aus dem Sattel heben als deinen Gefellen, der dort besiegt und als mein Kampfgesangener gebunden im Grase liegt.“

Zornig sprang Dietrich auf sein Ross und sagte: „Ich hoffe, Zwerg, du wirst deinen Uebermuth noch zu bereuen Ursache finden; jetzt aber wisse, daß Dietrich von Bern dir seinen Frieden aufkündigt und dich zum Kampfe fordert.“

„Ich nehme den Kampf an, Herr Dietrich,“ antwortete der Zwerg mit spottendem Tone, und als bald sprengte Dietrich, den Speer kunstgerecht fassend, mit Windeschnelle wider den Zwergkönig über den grünen Plan.

In diesem Augenblick kamen jedoch Dietrichs Freunde, der alte Hildebrand mit seinem kühnen Neffen Wolfhart und seinen übrigen Neffen, und Dietlieb mit seinen Gefellen.

Hildebrand rief dem edlen Berner schon von weitem zu: „Sparet euren Eifer, junger Held von

Bern, ihr kennet die Kraft des Zwerges nicht, die so groß ist, daß er euch Sieg und Ehre nimmt, wenn auch alle Welt euch beistehen wollte. Es ist unmöglich, daß ihr den Sieg gewinnt, so lange ihr auf eurem Rosse bleibt, darum rathe ich euch, springt rasch herab und nehmt den Kampf mit dem Zwerg zu Fuße auf; sein gutes Geschmeide schützt ihn mit Zauberkraft, könnt ihr es aber möglich machen ihn an den Ohren zu treffen, so könnt ihr ihn besiegen.“

Da sprang Dietrich, den Rath seines alten Lehrmeisters befolgend, vom Rosse und sprach zu Laurin: „Ich will euch zu Fuße bestehn.“

„Mir auch recht!“ sagte der Zwerg, sprang gleichfalls vom Rosse, hob seinen Schild, ramte den Neffen an und schlug mit seinem Schwertlein so heftig gegen seines Gegners Schildrand, daß dieser den Schild fallen lassen mußte. Doch über diese Schmach ergrimmte der edle Dietrich so sehr, daß er wüthende Schläge austheilte und dabei Hildebrands Rath beachtend immer nach den Ohren des Zwerges zielte und ihm solche Ohrfeigen ertheilte, daß ihm Hören und Sehen verging, und daß er endlich auf den Sieg, auf den er schon so bestimmt gerechnet hatte, verzichten mußte.

Ingrimmig sprach der Zwerg: „Wären wir beide hier ganz allein, so müßtest du mein Gefangener sein gleich deinem Gefellen, aber nun hat der arge Teufel den alten Hildebrand mit seinem nichts-würdigen Rath hierhergeführt.“

„Ich will dich meinen lieben Lehrmeister schimpfen lehren!“ sagte Dietrich und hieb von neuem so unbarmherzig auf den Zwerg los, daß dieser alle seine Künste vergaß und Ach und Weh schrie.

Während dieser Zeit löste Hildebrand dem gefangenen Wittich die Fesseln, der froh war aus seiner schimpflichen Lage befreit zu werden.

Als aber Laurin seinem Leibe keinen Rath mehr wußte, griff er in seine Tasche, holte seine Tarnkappe heraus, hüllte sich in sie und war den Blicken Dietrichs plötzlich entschwunden, dem er nun seine Schläge tückisch vergalt, indem er ihm unsichtbar wohl zwölf tiefe Wunden durch den Ringpanzer schlug.

Als ihm das Blut durch die Panzerringe rann, sagte Dietrich: „Wie gern erwiderte ich deine Schläge, du tückischer Zwerg, aber ich weiß nicht, wo du bist, da ein Wunder dich vor meinen Augen unsichtbar gemacht hat.“

Obgleich er nun seinen Gegner nicht sehen konnte, hieb Dietrich doch immer um sich und

schlug dabei so urgewaltig gegen eine Felsenwand, daß sein scharfes Schwert tief in das harte Gestein drang; aber es half ihm alles nichts, denn der Zwerg setzte ihm von neuem mit so argen Schwertschlägen zu, daß er in die größte Noth kam.

Da rief ihm Hildebrand zu: „Edler Dietrich, versucht doch, ihn zum Ringkampfe zu bewegen.“

Dietrich forderte den Zwerg auf, mit ihm zu ringen, und Laurin, durch seine Erfolge übermüthig gemacht, war bereit dazu, warf sein Schwert bei Seite, begann mit dem Helden zu ringen und da er durch seinen Gürtel im Besitz der Kraft von zwölf Männern war, so behielt er die Oberhand und brachte den Berner zu Fall.

Da rief Hildebrand dem Niedergeworfenen zu: „Lasset den Zwerg nicht los, sondern ringet so lange mit ihm, bis ihr ihm seinen Gürtel zerbrochen habt, der ihm allein die Ueberkraft verleiht.“

Als bald begann dort auf dem Boden zwischen Dietrich und dem über ihm liegenden Zwerge ein furchtbares Ringen, in welchem der Zwerg jedoch lange Zeit noch immer die Oberhand behielt, bis Dietrich in solche Wuth gerieth, daß ihm das Zornfeuer aus Mund und Nase stob, wie das, wenn die alten Sagen recht berichten, immer der Fall war, wenn der Kampf ihn, den lange bedächtigen und ruhigen Helden, heiß gemacht hatte. Sobald er aber fühlte, daß er die rechte Kampfwärme hatte, faßte er mit gewaltigem Griff in den Gürtel des Zwergs, sprang vom Boden auf, hob den Zwerg an seinem Gürtel hoch empor und stieß ihn so ungestüm gegen die Erde, daß ihm der Gürtel zerplakte und auf den Boden fiel. Rasch sprang Hildebrand hinzu und hob den Gürtel auf, und König Laurin hatte seine Zwölfmannskraft verloren, Dietrich aber stieß ihn wiederholt so heftig zur Erde, daß sein Angstschrei weit über Berg und Thal erscholl.

Endlich sagte der Zwergkönig zu seinem wüthenden Gegner: „Lasset mich leben, edler Held von Bern, und ich will euch alle meine Schätze zu eigen geben.“

„Nein,“ sagte Dietrich: „Du bist zu hochmüthig gewesen und hast mich selbst in zu große Noth gebracht, als daß ich dir das Leben schenken könnte.“

Da gedachte Laurin in seiner Herzensangst daran, daß Dietlieb der Bruder der schönen Similde wäre, die er in seinen unterirdischen Palast entführt hatte, und rief darum: „Edler Held von Steiermark, laß es mich genießen, daß ich deine Schwester habe, und stehe mir bei, ich bitte um aller reinen Frauen Ehre willen.“

Da sagte Dietlieb: „Hast du meine Schwester, so will ich für dich kämpfen und dein Leben fristen oder selbst zu Grunde gehen.“

Und Dietlieb wendete sich an Dietrich und sprach zu ihm: „Ruhreicher Fürst von Bern, gebet mir den König Laurin frei, wenn euch in Wahrheit jeder echte Necke lieb ist.“

Dietrich that, als hörte er nichts.

Da sagte Dietlieb: „Herr Dietrich, gebet mir den König Laurin frei, wenn euch in Wahrheit jede reine Frau lieb ist.“

Da antwortete Dietrich: „Deine Bitte ist vergebens, ich kann den König Laurin nicht frei geben, er hat mich in seinem Uebermuth so sehr beschimpft, daß er es um mich nicht besser verdient hat.“

Nochmals hat Dietlieb: „Lasset ab von eurem Zorn, edler Herr, und ich verspreche, euch Zeit meines Lebens unterthan zu sein.“

„Dein Dienst könnte mir schon gefallen,“ sagte Dietrich, „aber ich schätze ihn doch nicht so hoch, daß ich deshalb dem argen Zwerge das Leben schenken möchte.“

Darüber gerieth Dietlieb in großen Zorn. Da ihm Laurin gesagt hatte, daß er seine Schwester hätte, so konnte er nur von ihm ihren Aufenthalt erfahren; wenn aber Dietrich den Zwergkönig tödtete, so war jede Möglichkeit verloren, Auskunft über Similden zu erhalten und sie wieder zu sehen und zu gewinnen. Um jeden Preis wollte er daher dem Zwerge das Leben retten, und zornig sprang er deshalb in den Sattel und rief: „Will der Fürst Dietrich, daß man ihm gerne diene, so ehre er auch den Dienst, den man ihm bietet, wie es sich gebührt. Ich sage euch aber, Held von Bern: der König Laurin soll hier ungesungen sein und sein Leben behalten, weil er meine Schwester heimgeführt hat. Wer ihn im Zorn anrührt, der hat es mit mir zu thun. Ich bin bereit, zur Buße für alles, was er gethan hat, statt seiner einzustehen, und ich sage: er soll am Leben bleiben, oder ich will selbst das Leben verlieren.“

Dietrich erwiederte kein Wort, und Dietlieb konnte wohl sehen, daß der Held von heißem Zorn entbrannt war und nicht anders als durch schweren Kampf zu dem bewogen werden konnte, was er verlangte. Doch Dietlieb ersah seine Zeit, faßte den Zwerg, ehe Dietrich sich dessen versehen konnte, und riß ihn so ungestüm zu sich auf sein Ross herüber, daß der ganze Panzer des Kleinen erkirrte. So schnell er konnte, sprengte er sodann über den grünen Anger dahin, bis er an den Wald kam, wo er den Zwerg barg, daß ihn niemand sehen konnte.

Zornig sprang Dietrich auf sein Ross, ließ sich den Speer reichen und sprengte dem Entführer des Zwerges nach, und Hildebrand, Wittich und Wolfhart ritten ihm in einiger Entfernung nach.

Als Dietrich den Berner über den Plan zu sich daher sprengen sah, rief er ihm von weitem entgegen: „Edler Held von Bern, gebt mir den König Laurin frei, so wahr ihr jede echte Rittertugend liebt.“

Aber Dietrich senkte statt aller Antwort den Speer zum feindlichen Grusse, und Dietrich that dasselbe. Und nun begann zwischen den beiden ein Kampf der furchtbarsten Art, in welchem bald der eine, bald der andere unterlag, nachdem sie sich beide von den Rossen gestoßen hatten und einander zu Fuße bestanden, also daß sich die beiden guten Helden an Kraft und Kühnheit fast gleich zu sein schienen; doch kam Dietrich zuletzt in größere Lebensgefahr und sah sich genöthigt, vor den grimmigen Streichen Dietrichs zu fliehen, um sein Leben zu retten.

Da rief Hildebrand seinen Genossen zu: „Wohlauf, ihr guten Reden, laffet uns alle den Helden Dietrich anlaufen, wir wollen die beiden nicht länger kämpfen lassen, sondern Frieden zwischen ihnen stiften, denn sie thun einander in ihrem Zorne allzu großen Schaden.“

Da liefen Wittich und Wolfhart den Steiermärker mit kühnen Sprüngen an und suchten ihn kampfunfähig zu machen, indem sie sein Schwert unterliefen. Hildebrand aber ging zu Dietrich und sprach, zur Sühne redend: „Kühner Held, höret meinen Rath: „Ihr und Dietrich sollt Gesellen sein, Dietrich ist in der That ein wackerer Degen, und wenn er auf eurer Seite streiten will, so könnt ihr alle Reiche der Welt überwinden.“

„Lieber Meister Hildebrand,“ sagte Dietrich, „dein Rath ist immer gut gewesen, und so will ich dir auch jetzt folgen.“

Als bald ging Hildebrand zu Dietrich und sagte: „Herr Degen, mein Herr Dietrich will euer Geselle sein.“

Dietrich antwortete: „Hat Herr Dietrich diese Absicht, so will auch ich meinen Zorn einstellen, und könnte ich des gewiß werden, daß Laurin auch zu seinen Hulden kommen könnte, so wollte ich gern des edlen Berners Geselle sein.“

Da sagte Hildebrand: „Das will ich euch bei meiner Treue versprechen, und nun helfet, daß wir alle einander gute Gesellen sein.“

Als bald schwuren Dietrich und Dietrich, die guten Helden, einander treue Gesellschaft, und Laurin sprang nun auch wohlgemuth aus seinem nahen

Versteck hervor und sagte: „Da wir denn alle gute Gesellen sein wollen, so gebe ich euch alles Gut, das ich jemals erworben habe. Dir aber, lieber zukünftiger Schwager, sage ich, daß deiner schönen Schwester alle Zwerge unterthan sind, die mir gehören. Ich habe sie unter der grünen Linde entführt, als sie mit den Rittern und Frauen deines Hofes dorthin gegangen war, denn die wunderbare Schönheit Simildens hatte mich schon lange gereizt. Die Tarnkappe, die ich ihr überwarf, machte sie euren Augen unsichtbar, und so führte ich sie in meinen hohlen Berg, wo sie mehr Freude hat und mächtiger und reicher ist, als irgend eine Frau auf Erden. Uebrigens habe ich ihren Willen, wie billig, geehrt und werde mich mit ihr erst vermählen, wenn sie von dir selbst erfährt, daß du deine Einwilligung dazu gibst. Ich bitte dich daher und alle deine und meine edlen Gesellen gleichfalls, mir in mein Reich zu folgen und mit mir in den hohlen Berg zu gehen. Ihr werdet unter meinen Zwergen so große Kurzweil finden, daß euch eine Woche vergehen wird, als wäre sie ein kurzer Tag.“

Dietrich fühlte wohl Lust der Einladung zu folgen; da er jedoch dem Zwerge trotz des geschlossenen Friedens nicht recht traute, führte er den alten Hildebrand bei Seite und fragte ihn heimlich, was er von Laurin und seiner Einladung hielte.

„Nach allem, was ich gehört habe,“ sagte Hildebrand, „ist Laurin ein so mächtiger König im Reiche der Unterirdischen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt ihm in seine Bergresidenz zu folgen, und das um so mehr, als man uns Zaghaftigkeit und Furcht vor den kleinen Zwergen vorwerfen würde, wenn wir die Einladung nicht annähmen.“

„Wohlan denn,“ sagte Dietrich, „so wollen wir uns das Innere des Gebirges ansehen, und Gott sei unser guter Geleitmann.“

Wittich war wenig davon erbaut, als er den Entschluß des edlen Berners hörte, und suchte auf den listigen Zwerg, von dem doch nur neue Tücke zu erwarten wäre; indes Wolfhart suchte ihn zu beruhigen und erinnerte ihn an die Wunder der Pracht und Schönheit, die sie im Berge schauen würden; aber Wittich wollte nichts von der Fahrt ins Unterland wissen, und obgleich Dietrich, Hildebrand, Dietrich und Wolfhart ihn durch ihre Spottreden zur Theilnahme zu reizen suchten, verharrete er doch in seinem Widerwillen gegen die Reise, spornte zornig sein Ross und sprengte ins Weite.

„Laßt den Troglkopf nur reiten,“ sagte Hildebrand, „er wird sich schon wieder zu uns zurück-

finden. Du aber, Laurin," fuhr er, sich an den Zwergkönig wendend, fort, „gedenke daran, daß wir einander gute Gesellschaft gelobt haben, und Sorge dafür, daß wir uns auf deine Treue verlassen können.“

Hoch und theuer versicherte der Zwerg, daß er ihnen Zeit seines Lebens die Treue halten werde, und bat sie ihm die Führerschaft zu überlassen.

„Alle Gebirgspfade sind mir bekannt," sagte er, „und keiner kann euch so sicher nach dem hohlen Berge führen als ich selbst. Wenn wir durch den Wald kommen, werdet ihr einen kühlen Born aus einer Felsengrotte rinnen sehen, dort wollen wir unsre Nachtherberge halten.“

Da ließen die Helden den Kleinen vorausreiten und folgten ihm durch den Wald, bis sie an den Born kamen und daselbst einen Eingang ins Innere des Gebirges erblickten. Wittich war schon früher angekommen und zornig von seinem Roß herabgesprungen, die andern aber staunten die Berghöhle an und Wolfhart sagte: „Vortrefflich, daß wir hier sind! Ich vermuthete, wir stehen vor Laurins hohlem Berge.“

„Keinesweges," sagte der Zwerg, „bis zu meinem Berge haben wir noch drei Meilen, dieser Berg gehört meinem Neffen, und bei dem wollen wir übernachten.“

(Schluß folgt.)

Die Abendglocke.

Von

Jacob Frey.

Original-Zeichnung von W. Georgy.



Nun ist der Abendstern erwacht,
Er zieht empor mit leisen Tritten,
Und langsam kommt die dunkle Nacht
Ihm stumm und leise nachgeschritten.
Da horch, ein Ruf so mild und traut,
Glockenlaut — Glockenlaut.

Das Kind vom Spiele schaut empor,
Ihm ist's, als ob vom Muttermunde
Die Mahnung rührte an sein Ohr:
Komm heim, nun ist es Schlafensstunde.
So ruft und mahnet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde sinkt die Hand,
Sie faltet leise sich zum Beten;
Der fromme Sinn schaut in das Land,
Wohin nur sel'ge Geister treten.
So ruft zur Andacht mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt
Den langen Tag in bangen Sorgen,
Nun sei es still zur Ruh gelegt —
Bald steigt empor ein neuer Morgen.
So ruft und tröstet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Sprüche von Emanuel Geibel.



Du sollst nach frommer Sitte
Die Hände betend in einander legen:
Die Hand demüth'ger Bitte
In die des Danks für den empfangnen Segen.

Daß dir zu hoch kein Gipfel ist,
Ei, laß mich's an der That erproben!
Statt deine Schwingen mir zu loben,
Fliege, so du ein Adler bist.

Ernst Moritz Arndt.

Von

Werner Sahn.

Mit einer Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.

(Schluß.)

V. Auf dem Gymnasium zu Stralsund.

Moritz hatte am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1786 sein siebzehntes Lebensjahr zurückgelegt. Es mußten nun wohl Schritte gethan werden, die ihn seinem Verufe entgegenführten. Der ältere Bruder Karl hatte vor zwei Jahren das elterliche Haus verlassen. Er war zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben, hatte, nachdem er eine Zeit lang mit wachsender Abneigung dabei ausgehalten, sich zur Landwirthschaft gewandt. Daß die jüngeren Söhne einen anderen Beruf als den des Kaufmanns, Landwirths oder eines Gewerbetreibenden wählen könnten, daran war der beschränkten Vermögensverhältnisse des Vaters wegen nicht zu denken.

In der That, — „beschränkte Vermögensverhältnisse“ waren es noch immer, die im Hause herrschten. Denn obgleich Aufwand nie getrieben, die ganze Familie vielmehr Jahr ein Jahr aus in Fleiß und Arbeit zusammengehalten war, hatte Moritz' Vater zu einem gewissen Wohlstand es doch noch nicht bringen können. Nicht, daß sie im Hause gedarrt hätten! Im Gegentheil, Alles, was zur Nahrung und zu allen körperlichen Bedürfnissen erforderlich war, lieferte das Land reichlich. Auch die Kleidung für Mann, Frau und Kinder empfangen sie von den Erzeugnissen der Landwirthschaft. Aus selbst-gespinnnem und -gewebtem Garn wurde das Leinen, aus selbstbearbeiteter Wolle der Schafsheerde das Winterzeug bereitet. Nur an dem Einen, woran der Wohlstand des Hauses für den Verkehr im Leben sich abmüht, am Gelde, war nur das Nothdürftigste vorhanden. Die Pacht, die gezahlt werden mußte, war hoch, die Preise, die für alles mühsam Gewonnene erlangt werden konnten, dagegen sehr gering.

Wer beschreibt bei diesen Umständen die freudige Ueberraschung, als zu Anfang des Jahres 1787 Magister Stenzler, der Pfarrer zu Gartz, der Moritz seit seinem 10. Jahre, seit den Katechismusprüfungen, genau kannte, — als dieser Freund des Hauses eines Tages in Grabitz erschien und Moritz' Eltern die Eröffnung machte, daß mehrere Freunde, die gern ungenannt blieben, eine Summe zu dem Zweck

zusammengeschossen hätten, daß Moritz auf das Gymnasium gegeben werden könne. Es war eine Gabe, so gut und zart dargebracht, daß ein Ablehnen nicht wohl erfolgen durfte. So wurde denn von Herzen gedankt und freudig Alles überlegt und schnell ins Werk geführt.

Kleidung, Stiefeln, Bett, alles Erforderliche wurde in besten Stand gesetzt. Bei Conrector Furchau in Stralsund wurde Wohnung und das Nothwendigste zum täglichen Leben ausbedungen, außerdem für Freitische gesorgt. Und zu Anfang Februars des Jahres 1787 war der arme, blöde, aber starkfühlige und übergläckliche Landjüngling Secundaner des Gymnasiums in der Hauptstadt von schwedisch Pommern.

Er trug einen grünen Rock von eigen gemachtem Wollenzeuge; seine Stiefeln waren über die Leisten des Dorfschuhmachers gefertigt. Beides, Rock und Stiefeln, war von der größten Art, wie es je ein Stralsunder Secundaner getragen hat. Man kann denken, wie die Stadtkinder das Wunder aus Rügen anstaunten. Weil Moritz im bescheidenen Gefühl des Glückes sich schweigend zurückhielt, glaubten die Andern, sich erfolgreich an ihm versuchen zu können. Zuerst ging es mit spitzen Worten über die Kleidung gegen ihn her. Die glitten, weil sie im Gespräch der Andern untereinander fielen, leicht bei Moritz ab. Da sie ihn nun aber für feige hielten, wollten sie auch ihre Körperkraft an ihm versuchen. Das mißglückte aber gänzlich. Denn kaum, daß ein paar Bursche ihn mit Stößen zu reizen versuchten, da lagen sie zusammengeknickt zu seinen Füßen.

Moritz setzte sich auch bald in geistiger Hinsicht bei ihnen in Achtung. Griechisch hatte er bisher noch gar nicht getrieben. Aber selbst dieses wußte er, bei der freundlichen Nachhilfe, die namentlich Conrector Furchau ihm zuwandte, durch Privatfleiß sich anzueignen. Er kam in allen Gegenständen mit, ja, er wurde bald einer der besten Schüler. Im Herbst 1788 fand seine Versetzung nach Prima statt.

Welch Leben ging ihm hier auf, als er über die Schwierigkeiten hinweg, welche die Grammatik der griechischen Sprache ihm bisher bereitet hatte,

die tugendklare, gemüthvolle und erhabne Heldenvelt des Homer, des Sophokles in der eignen klangvollen Rede der Griechen kennen lernte! Wie wurde sein Sinn zu ernster Bewundrung vertieft, als der römische Geist in seinen edelsten Schöpfungen, in der maßvollen Schönheit des Horaz, in der gedankenschweren Gedrungenheit des Tacitus, lebendig vor ihn trat!

Es war Alles im besten Zuge. In ihm selbst, in seiner Seele vereinigten sich die ältesten Eindrücke des kräftigen Landlebens, die jüngeren der poetischen Knabenspiele und die jetzigen der geistigen Anstrengung auf allen Gebieten des Lernens, — alles vereinigte sich in ihm zu dem Gefühl eines großen Glücks.

Das Glück zu erhöhen, hatten zudem die Verhältnisse seines Vaters grade in den letzten zwei Jahren einen bedeutenden Umschwung erfahren. Ihm war die Pacht der großen Lößniger Güter übergeben, die, zur Herrschaft Putbus gehörig, auf dem Festlande schwedisch Pommerns liegen. Der Ertrag der Güter konnte, bei der größeren Leichtigkeit des Verkehrs mit Handelsorten, besonders mit Stralsund, ausgiebiger verwerthet werden.

Für Moritz lag das hauptsächlichste Glück darin, daß er, ohne seine Arbeiten zu versäumen, seine Eltern und Geschwister häufiger sehen konnte. Er marschirte gern, wenn nicht gerade ein Fuhrwerk da war, Sommer und Winter, bei jedem Wetter die 3 Meilen hin und her. „Das elterliche Haus“, schreibt Moritz, „war doch immer die Oberburg all meiner Gefühle und Gedanken.“

Es war Alles in bestem und schönstem Glück. Neigung und Fähigkeiten hatten Moritz in dem Gedanken befestigt, daß er Theologie studiren werde. Man sah voraus, daß er ohne Noth und Sorge, mit Muße und Gründlichkeit dem Studium werde obliegen können. Moritz stand in diesem Augenblick wie auf der Höhe eines Bergrückens, den er erklimmen hatte. Und vor ihm lag ein friedliches Thal, das Thal seines Manneslebens. Im Thale ragte ein Kirchlein mit seiner Thurmspitze gen Himmel, und gesellige Häuser standen rund umher. Und sich selbst dachte er als den Mann dieser Gemeinde, in dessen Seele die Liebe Gottes rein wiederpiegelte, von dessen Wort und That sich Glück und Friede rings ausbreitete.

Es waren Träume voll Unbestand. Wer kennt im menschlichen Leben den nächsten Tag? zumal im Leben eines so kraftvoll aufgewachsenen und nun plötzlich in eine andre Welt verpflanzten Jünglings?

VI. Vom verlornen und vom wiedergefundenen Sohn.

So lange Moritz in Stralsund doppelten Anstrengungen sich hatte hingeben müssen, um die Lücken seines Wissens auszufüllen, war er froh und zufrieden gewesen. Nun aber, im dritten Jahre seines Aufenthalts in der Stadt, wurde das von Tag zu Tag anders. Ein Gefühl beschlich ihn, als würden seine Zeit und Kraft nicht ausgefüllt, als versäumte er Nothwendiges. Er wollte sich tiefer in die Bücher vergraben. Aber er kam damit nicht vorwärts, die Zeit verging nicht schneller, sie trug ihn nicht auf ihren Flügeln. Vom Abiturientenexamen trennten ihn noch ein oder zwei Jahre. Welche lange Zeit für ein strebendes, kräftiges Gemüth!

Da stellte sich, zuerst hin und wieder, allmählig immer stärker und dauernder, ein Geist der Unruhe und Unsicherheit bei ihm ein. Er fing an, die Bücher als falsche Freunde zu betrachten. Verweichlichung fürchtete er von ihnen. Er sehnte sich nach einem Gegengewicht, nach körperlich anstrengender Arbeit, auch nach Freiheit und Weite des Blicks, nach Allem, was ihm von klein auf in seiner Eltern Hause zu theil gewesen war, nach der Natur, die Gottes Liebe und Weisheit unverfälscht und ungeschwächt ihm immer offenbart hatte.

Nicht mit Klarheit lebten diese Gedanken in ihm. Im Gegentheil, es waren Stimmungen, die ihn mit jedem Tage verworrner machten. Da ging im Herbst des Jahres 1789 ein folgenreicher Tag für ihn auf.

Es war der Tag, an welchem mit den Schülern aller Klassen des Gymnasiums öffentlich Examen gehalten wurde. In jeder Klasse wurden diejenigen Schüler, die sich durch Fleiß ausgezeichnet hatten, öffentlich belobigt. Moritz befand sich als einer der ersten unter ihnen. Sein Vater, der zu diesem Schulfest in die Stadt gekommen war, hatte aufrichtige Freude an Allem, was er aus dem Munde der Lehrer und Andern über seinen Sohn hörte.

Den Schluß der Schulfeyer bildete die Entlassung von etwa zwölf Primanern, die das Abiturientenexamen bestanden hatten. Es waren Moritz' Freunde, die nun von ihm scheiden wollten.

Moritz' Vater hatte an demselben Tage einen nicht unbedeutenden Verkauf in der Stadt abgeschlossen. 400 Thaler, die ihm für abgeliefertes Korn in zwei oder drei Tagen gezahlt werden sollten, vertraute er Moritz an. Er sollte sie in Empfang nehmen und selbst dem Vater nach Lößnitz bringen, wo er die Ferien, die unterdessen begannen, ver-

leben wollte. Der Vater fuhr nach Hause voraus, während Moritz die Anwesenheit der Freunde, die zur Universität gingen, noch ein wenig genießen wollte.

Es waren heitere, glückliche Tage, nach der Art strebsamer, hoffnungsvoller Jugend verlebt. Die Welt leuchtete ihnen im rosigsten Lichte. Wo sie auch hingingen, das Licht ging mit ihnen. Die Freundschaften der Schule wurden durch Versprechungen besiegelt. Sie schieden von einander und wußten, daß sie im Herzen sich nahe blieben.

Der Tag kam aber, an dem Moritz allein war. Und die freundige Stimmung war plötzlich in ihm wie abgeschnitten. Alle jene Mißklänge über Verweichlichung durch die Bücher, über den schwerfälligen Gang der Zeit, ertönten wieder in seinem Herzen. Eine dunkle Sehnsucht nach Freiheit, nach Gelegenheit zum Wirken und Schaffen, nahmen ihn mehr und mehr in Beschlag. Er wußte nicht, was er wollte, und doch vermochte er nicht die Stimmungen niederzubrüden. „Es muß anders werden!“ rief er laut zu sich. Aber er wußte nicht, wie? er konnte sich auch nicht sagen, warum?

Wie in einem Irzgarten zur Nachtzeit besand er sich. Er wußte nicht einen Schritt zu seiner Beruhigung und Aufklärung zu thun.

Seinen Eltern sich offenbaren? Er hätte nicht gewußt, was er ihnen sagen, noch weniger, um was er sie bitten sollte. Außer seinen Eltern aber — wer war sein Vertrauter? Daß seine liebsten Freunde von ihm gegangen waren, darin lag ja sein Unglück.

Plötzlich leuchtete es in ihm auf. „Gott, dir übergebe ich mich,“ rief es in seinem Innern, „du wirst mich führen!“

Er meinte, einen Schritt thun zu müssen, bei dem er Niemand außer Gott Einfluß auf seine Lebensschicksale zugestehen wollte.

Es war ein Gedanke, der ihn augenblicklich hob und weiter führte. Aber rechte Freundigkeit empfand er doch nicht dabei. Gott ist der höchste Rath und Helfer in der Noth. Aber Gott hat uns Eltern, Lehrer, Freunde gegeben, durch die er uns rath. Moritz jedoch hielt seine Noth geheim und vermied es, Andere deswegen um Rath zu fragen. Er täuschte, die ein Recht auf sein Vertrauen und seine Offenheit hatten.

Eine schwere Stimmung drückte auf sein Herz, als er an seine Eltern einen Brief zu schreiben sich hinsetzte. „Er gehe von Stralsund hinweg; er wisse nicht, wohin ihn Gott führen werde. Sein Herz sei voll Kummer bei dem Gedanken, daß er vielleicht Jahre

lang von seinen Eltern getrennt bleiben werde. Sie möchten sicher sein, daß er seine Hand nie zu einer unrechten That erheben werde.“ Dies war der Inhalt eines langen, ebenso in Ehrerbietung und Liebe, wie von Schmerz und Unglück überfließenden Briefes.

Und bald war Alles zu seiner Wanderschaft geordnet. Er ging zuerst zu dem Geschäftsfreund seines Vaters und ließ sich gegen die Quittung, die ihm anvertraut war, die 400 Thaler zahlen. Wohl verpackt gab er diese zur Post nach Lößnitz. An der kleinen Barschaft, die ihm von seinem Taschengeld geblieben war, glaubte er genug zu besitzen.

Er zog die besten Kleider an. Ein Bündelchen Wäsche trug er unterm Arm. So ging er zum Frankenthor Stralsunds hinaus, die Straße nach Greifswald.

Es war ein Oktobertag, klar und schön. Aber gegen Abend wandte sich das Wetter. Unter Regen, der immer heftiger wurde, eilte er dem nächsten Dorfe zu. Auf seine Frage nach der Herberge erfuhr er, daß nichts der Art am Orte sei. Da trat er in das erste, beste Haus und bat um Nachtquartier. Die Leute sahen ihn verwundert an, hießen ihn aber doch unter ihrem Dache bleiben. Sie gaben ihm ein Kissen und wiesen ihm die Stiege zum Heuboden. Da hielt er seine erste Nachtruhe. Er schlief fest, wie er es gewohnt war, trotz der Hühner, die mit ihrem Familienhaupt, dem lautrufenden, wachsamem Goldkamm, dicht neben ihm ihre Stange hatten.

Morgens früh mit Sonnenaufgang wanderte er weiter. Als er Greifswald vor sich liegen sah, ließ er die Stadt links und schlug den Weg westlich ein. Er fürchtete, Jemand seiner Freunde wiederzusehen. Wie hätte er Worte finden können, um ihnen den Gang, auf dem sie ihn trafen, zu erklären?

Je weiter er wanderte, desto mehr wurde ihm klar, daß er nach einem einstweiligen längeren Unterkommen nicht eher fragen dürfte, als bis er sich in einer völlig fremden Gegend befände. Mindestens wollte er die Grenze Schwedisch-Pommerns überschritten haben.

Die zweite Nacht brachte er in der Herberge eines Dorfes unweit der Stadt Demmin zu. Am dritten Tage überschritt er die Peene und mit ihr die Grenze seines Heimathlandes.

Bald darauf führte ihn sein Weg bei einem Edelstuh vorbeiz. Er trat in den Hof und meldete sich als einen Schreiber oder Rechnungsführer oder etwas der Art. Es wurde ihm durch den Diener die Antwort gebracht, man brauche keinen. Er wanderte weiter und empfing von Stunde zu Stunde,

wie oft er auf einem Gehöft dasselbe Anerbieten machte, auch denselben Bescheid.

So war es gegen Abend geworden, als er auf dem Gute Zemmin vor dem Besizer desselben, einem alten freundlichen Herrn, dem Hauptmann von Parsenow, stand. Der Hauptmann von Parsenow merkte aus den ersten Worten, die Moritz sprach, daß es nicht ein landläufiger Schreiber oder Rechnungsführer sei, der sich ihm anbot. Ohne auf die Anrede einzugehen, sagte er zu ihm: „Es ist Abends spät, Sie scheinen ermüdet und werden in der Dunkelheit nicht weiter gehen können. Ich werde hernach davon reden.“ Er ließ ihm ein Zimmer anweisen und Speise und Trank für ihn auftragen.

Nach einiger Zeit wurde Moritz wieder vor den Herrn von Parsenow gerufen. Er fragte ihn ausführlich nach Vater und Mutter, nach seinem Bildungsgang, nach dem Ort, von wo er eben komme, und dergleichen. Moritz beantwortete Alles einfach, kurz und der Wahrheit gemäß.

„Sie gefallen mir,“ sagte der Hauptmann, „ich werde Sie bei mir behalten, wenn Ihr Vater einwilligt. Schreiben Sie sogleich an ihn. Bis die Antwort eintrifft, können Sie bei mir die Arbeit mit ansehen.“

Fünf Tage vergingen. Da langte aus Löbmitz von Moritz' Vater ein Brief an, aber nicht durch die Post. Onkel Moritz und der ältere Bruder Karl waren, vom Vater gesandt, in eigenem Fuhrwerk gekommen. Sie brachten die Antwort an Moritz und den Herrn von Parsenow. Dem letzteren wurde Dank für die große Freundlichkeit gesagt, die er Moritz bewiesen habe. Moritz aber las unter fließenden Thränen den Brief seines Vaters an ihn, einen Brief voll der treuesten Zärtlichkeit. „Ich lasse dir die freie Wahl, was du werden, ob du studiren oder zum Landleben zurückkehren willst. Wenn du dich aber für die Landwirthschaft entschließt, so kannst du sie nirgend besser und bequemer und uns allen mehr zur Freude lernen, als unter meiner Anleitung.“

Ogleich dieser Ausgang ein ganz anderer war, als Moritz ihn unbestimmt im Geiste gedacht hatte, so fühlte er doch bei jedem Worte, das er las, mehr und inniger, daß sein Vertrauen auf Gott ihn nicht getäuscht habe. Er hatte, nach dem kurzfristigen Verstand der Jugend, sich auf einen weiten und unsicheren, seltsamen und beschwerlichen Weg begeben. Gott hatte ihn in das Paradies der Kindheit zurückgeführt. Und Alles, was aus seinem leicht erregbaren, guten Herzen und aus seinem viel fordernden, lebhaften Geiste sich weiter entwickeln konnte und allmählig Manneskraft empfangen sollte, wurde

von neuem der stärksten und treuesten Obhut anvertraut.

Er lag Tags darauf in den Armen seiner Eltern, um ihnen den Kummer der letzten Tage abzubitten.

VII. Universität und Professur.

Moritz kam nach reiflichen Ueberlegungen mit Vater und Mutter, auch mit den Lehrern des Gymnasiums, zu dem Entschluß, auf dem Lande im Hause seiner Eltern zu bleiben und sich selbständig für das Abiturientenexamen vorzubereiten. Besonders Conrector Furchau ging ihm mit gutem Rath zur Hand, lieferte ihm Bücher, erhielt ihn in Kenntniß über die fortschreitenden Aufgaben der Schule, kam auch selbst gelegentlich zum Besuch nach Löbmitz, um sich von Moritz' Fortschritten zu überzeugen.

Zu Ostern des Jahres 1791 bezog er darauf die Universität Greifswald, um sich für das Studium der Theologie einschreiben zu lassen.

Neben dieser Wissenschaft beschäftigte ihn mancherlei Andres, namentlich naturwissenschaftliche und geschichtliche Vorlesungen. Bald fing er auch an, zusammenhängenden Fleiß der griechischen und römischen Literatur zu widmen. In derselben Weise fuhr er fort, als er 1793 nach der Universität Zena übersiedelte.

Die Folge dieses Umgehens mit Vielem und Verschiedenem war, daß die Theologie in seinem Herzen nicht die einzige Neigung blieb. Er legte zwar, seinem Plane gemäß, das theologische Examen ab, ging als Kandidat in das Haus eines befreundeten Pastors, unterrichtete dort die Kinder und hielt öfter die Predigt beim Gottesdienst. Er predigte, wie erzählt wird, „mit Schall und Nachdruck“, und die Leute der Gegend hatten ihn als Ausleger der heiligen Schrift lieb. Aber je älter er wurde, desto mehr erstarkte in ihm der Wunsch, theils nicht zu früh mit der Uebernahme eines Amtes die Freiheit der wissenschaftlichen Beschäftigungen zu beschränken, theils durch weitere Reisen sich eingehende Kenntniß der Völkerzustände in der großen Welt zu erwerben. Sein Vater kam ihm in beiden Wünschen liebreich entgegen. Er drängte ihn nicht zur Bewerbung um ein Amt. Ja, er gewährte ihm aufs freigebigste beträchtliche Mittel zu einer längern, zu einer anderthalbjährigen Reise durch Ungarn, Oesterreich, über die Alpen nach Italien, dann durch Frankreich in die Heimath zurück.

Erst im Frühjahr 1800 ließ sich Arndt in Greifswald nieder. Er eröffnete als Privatdocent an der Universität Vorlesungen über Geschichte, Ver-

fassungs- und Kulturleben der Völker, ferner über verschiedene griechische Dichter.

Er fand bei den Studenten lebhaften Anklang und wurde in Anerkennung seiner Leistungen im Jahre 1806 vom Könige von Schweden zum Professor an dieser Universität ernannt.

VIII. Das Buch vom „Geist der Zeit“ und seine Folgen.

Seit Arndt ins männliche Alter getreten war, zeigte sich als der tiefste Zug seiner Seele ein starkes und lebhaftes Mitfühlen mit den Schicksalen, mit den Leiden und Freuden der Völker im weiten Umkreis.

Erweckt war diese Richtung schon im Kindesalter durch das häufige Lesen in den Chroniken, den Geschichtsbüchern, auch in den Zeitungen, die sein Vater ihm öfter zum Vorlesen gegeben hatte. Besonders starke Nahrung hatte diese Neigung empfangen, als 1789, im 20. Lebensjahre Arndts, die Revolution in Paris ausbrach. Mit gespannter Theilnahme hatte er alle Wandlungen, die Umkehr aller Verhältnisse in Frankreich verfolgt: wie der König und die seinem Hause Angehörigen dem Gericht des Volkes unterworfen, das Volk aber in haltlosem Taumel jedes Jahr, ja mehrmals im Jahre, andre Männer, andre Parteien an die Spitze hob, wie alle Völker ringsum in ein aussichtsloses Leiden verstrickt wurden. Der Hauptgrund, warum Arndt jene große Reise zu machen gewünscht hatte, war eben der gewesen, daß er die Völker auf den Straßen, in allen Schichten, in den großen und kleinen Städten hatte beobachten, daß er mit eignen Augen hatte wahrnehmen wollen, wie sie mit den Vährungen sich abfänden, wie viel Antheil die Einen und die Andern, die Verständigen und die Verstandlosen, die Guten und die Bösen daran hätten, wie Land und Leute dabei hofften oder verzagten.

Die Gedanken, die ihm in diesem Zusammenhange gekommen waren, hatte er in verschiedenen Schriften bereits ausgesprochen. In demselben Jahre nun, in welchem er zur Professur in Greifswald erhoben war, ließ er unter dem Titel „Geist der Zeit“ sein Hauptwerk in dieser Richtung erscheinen. Die Ereignisse der letzten Jahre, — die schmachvolle Gründung des sogenannten „Rheinbunds“, die Unterwerfung der Fürsten im westlichen Deutschland unter Napoleon's Oberbefehl, in Folge davon die Vernichtung des deutschen Kaiserreichs, gleich darauf die übermüthige Kriegsanzettlung Napoleon's gegen Preußen, — dies alles hatte Arndt bis in's Tiefste aufgerüttelt, hatte sein Herz nach allen Richtungen

mit sprühendem Groll gefüllt, mit Groll gegen die boshafte Ränkesucht Napoleon's, ebenso gegen die Schwäche und Vergessenheit der deutschen Fürsten, ebenso gegen das gelähmt hinlebende Volk aller Orten, das keine Kraft zeigte, sich in dem Einen Großen, was Noth that, im gemeinsamen Kampfe gegen den Völker- und Staatentyrannen, in Hochhaltung des gottgegebenen Vaterlands, in der Sicherung der ewigen Güter, Glaube und Tugend, zu vereinigen.

Es ist ein erhabner Ton, in dem dieses Werk einherstreitet. Hören wir (in etwas gekürzter Fassung) die Gedanken, mit denen es anhebt!

— „Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, um sie von den Thieren zu unterscheiden. Die Thränen sollen sie ermahnen, freundlich und mild zu sein gegen Alles, was lebendigen Athem und Gefühl hat. Die Rede soll sie erinnern, daß Herrschaft, Kühnheit und Verstand sie der Gottheit gleichstellen.

„Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allem andern Lebendigen! Rede, ohne die wir stumm und lieblos nebeneinander hinstarren würden, wie die Thiere des Waldes und der Wüste! An den niedrigen Gemüß des Bauches und an die räuberischen Lüfte wären wir gefesselt; nie wäre die Erde umsegelt, nie der Himmel gemessen; die Menschheit wäre nicht zur Erkenntniß der Wahrheit, nicht zu Thaten des Edelmuths, nicht zu Werken der Kunst gelangt! Rede, Geist Gottes, zartes wehendes Licht des Unendlichen, das über dem nächtlichen Chaos aufgeht, wodurch Alles erst zu schöner Gestalt und zu Leben geworden ist! Rede, Schwert in des Mannes tapfrer Hand, — ich bebe, wie ich dich fasse. Denn fürchterlich ist der Kampf, und kleiner als der Muth ist die Kraft.

„Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht. Gedanke und Gefühl wollen mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch das Auge geht zart zurück, was zart kam. Das Gewaltige aber, das die Brust gebiert, spricht die Zunge aus.“

Und nun, zuerst von sich selbst redend, erzählt er von seiner Knabenzeit: wie er ein weidlicher, lustiger Bub gewesen sei, seiner frommen Mutter die Bücher Moses und der Könige vorgelesen, bei der Kuhherde seines Vaters um die Teiche und in den Büschen mit den Erzpätern des erwählten Volkes und mit den Engeln, die ihnen im Geiste erschienen seien, zusammengelebt habe; wie er dann, als Andre jene Kühe hüteten, sich an den Helden der Griechen und Römer erhoben habe, die er aus Nepos, Cäsar und

Anderen kennen lernte; wie ihm von da her ein Licht in der Brust aufgeblüht sei, das Licht von dem, was ein Volk glorreich und herrlich mache; wie dann Begeisterung für die Thaten des preussischen Friedrich in ihn gedrungen und wie er Glückliches für das ganze deutsche Volk, ja, für die Völker Europa's von dem ersehnt habe, was dieses Königs Geist einleiten wollte; wie dann die Zeit plötzlich umgewandelt sei, dort zum wüsten Wirrwarr aller Dinge, hier zu gedankenlosen, ehrvergessnen Entzweiungen; wie aus der Tiefe jener Fürchterliche emporgestiegen sei, an dem das Blut und Elend von Hunderttausenden haftete; wie unter dessen Züchtigungen Alles zu Grunde ging, — nirgend mannhafter Muth, der die Massen einigte! nirgend ein edler Trieb, der die Tugend und Ehre aufrecht hielt!

Und zürnend dann wandte sich Arndt gegen Sieger und Besiegte. „Wie groß, wie gewaltig du bist,“ rief er dem Franzosenkaiser zu, „nimmer wirst du der Zukunft gebieten! Ein hohles Nichts, das neblig aufschiebt, bist du! Ein Riesengeist vom Himmel her wird mit Sturmesflügeln dich fassen und nichts von den Flic- und Stoppelwerken deiner Hände übrig lassen!“ Und den Völkern und Fürsten Deutschlands rief er zu: „Gedenket, gedenket, daß es höhere Güter giebt als all Tags essen und trinken, als Geld aufsparen und in Eitelkeit sich selbst bespiegeln: Ehre, Freiheit, Vaterland!“

Vaterland! was fordert mein Vaterland? — Also antwortete Arndt:

„Wo dir, o Mensch! Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blicke dir zuerst seine Allmacht offenbarten, und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.“

Wir kennen den Lobgesang schon, der mit diesen Worten anhebt; wir haben ihn zu Anfang unserer Erzählung gelesen. Ebenso erhaben, rein und feurig, wie über das Vaterland, sprach Arndt aber auch von Ehre, von Manneskraft, Freiheit und Pflicht.

Was Wunder, daß Gedanken dieser Art überall wie Blicke wirkten! aber sehr verschieden! bei dem hochmüthigen Feinde Deutschlands versengend, erbitternd und erbosend, im deutschen Volke aber ermahnend und erleuchtend, zur Einkehr und Aufrichtung ermunternd. Arndt's Stimme war nicht wie die eines Propheten in der Wüste. Das Volk hörte ihn und horchte auf ihn. Er hatte sich gekennzeichnet und wartete der Männer, die sich ihm zu größeren Thaten verbinden würden.

Einstweilen freilich und lange Zeit mußte er in die Zurückgezogenheit wandern, ja den deutschen Boden ganz verlassen. Er wäre daselbst vor französischen Spionen, denen er auf Befehl des Kaisers Napoleon vogelfrei gegeben war, nicht sicher gewesen. Erst im Jahre 1810 konnte er wagen, aus seinem Versteck, aus Stockholm, hervorzutreten. Er hatte einen Paß auf falschen Namen, (auf den eines Sprachlehrers „Allmann“,) ja zwei verschiedene Pässe, den einen nach Deutschland, den andern nach England lautend. Arndt ging nach Berlin, um dort Verbindungen mit Treuen und Edelgesinnten anzuknüpfen, er besuchte in Pommern seine Brüder und Schwestern, — Mutter und Vater waren, jene vor 6, dieser vor 2 Jahren heimgegangen, — aber überall war er, ein dem Tode Preisgegebener, als wenn er ein Bandit wäre, auf der Flucht. Bei seinem Bruder Karl befand er sich einstmals einige Tage, als von Sünden kommende französische Horden, die sich einquartirten, ihn nöthigten, durch ein Hinterpförtchen nordwärts bei Nacht und Nebel, durch Büsche, über Sumpfswege, Leben und Freiheit zu retten. Ueberall war er und nirgend. Nur seine intimsten Freunde kannten ihn und wußten von ihm. Den Uebrigen war er ein Vermummter und Unerkennbarer. Wenn an einem Orte, den er um augenblicklicher Zwecke willen nicht verlassen wollte, die Gefahr vor französischen Häschern besonders groß schien, hielt er sich den Tag über in einem verschlossnen Kämmerchen auf und nur Nachts genoß er der frischen Luft und freien Bewegung.

So ging es bis zum Jahre 1812, als der Krieg Napoleons gegen Rußland zuerst drohte und allmählig sichtbarer herauszog. Das ganze nördliche Deutschland wurde mit französischen Truppen überschwemmt. Arndt konnte nicht länger in diesen Gegenden bleiben. Wieder mit zwei verschiedenen Pässen, dem einen nach Oestreich, dem andern nach Rußland lautend, begab er sich von Berlin zuerst nach Schlesien. Er wollte hin ziehen, wohin die Umstände ihn führten, wo er nützlich zu werden hoffen durfte.

Auf dieser Fahrt war es in Prag, daß er zufällig den Polizeipräsidenten Gruner traf, der ihm von Berlin her wohl bekannt war.

„Stein erwartet Sie schon lange,“ sagte Gruner, freudig, ihn zu sehen. — „Stein?“ rief Arndt, „Freiherr von Stein?“ wo ist er? und was soll ich?“ — „Eilen Sie nach Petersburg! Seit Monaten sind Briefe an Sie unterwegs, von ihm und von mir.“

Ein neues, hoffnungreiches Leben eröffnete sich

für Arndt. Stein, der Mächtige und rastlos Thätige, der, seitdem er 1807 in Preußen das Ministerium des Auswärtigen übernommen hatte, alle Fäden der Diplomatie, die sich gegen Frankreich anspannen ließen, in Händen hatte, der diese Verbindungen auch festhielt, seitdem er im Jahre 1809 von Napoleon geächtet und, wie Arndt, für vogelfrei erklärt worden war, der nun in Petersburg, vom Kaiser Alexander gerufen, dessen Zutrauen genoß, dort die Lenkung der Cabinetes, die Anregung der Volksmassen, die Gründung einer deutsch-russischen Legion, zur Wiederherstellung selbständiger Staaten und Völker

So entstanden die äußerlich kleinen, aber innen großen und starken Schriften Arndt's, besonders aus dem Jahre 1813: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“ — „Deutscher Soldatenkatechismus;“ — „Der Rhein, als deutscher Strom, aber nicht französischer Grenzstrom“ u. a.

So entstanden die edlen Lieder, bei deren Klang bald die Herzen aller Deutschen aufauchten zu Kampf und Sieg: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte; drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte!“ — und dann das Lied auf den Feldmarschall Blücher:



in Europa, sich zur Aufgabe gestellt hatte, — wie gern, wie freudig, wie alles Andere vergeßend, eilte Arndt diesem Rufe zu folgen.

„Gut, daß Sie da sind!“ rebete ihn Stein an, als er im August sich ihm vorstellte, „wir haben viel Arbeit und werden noch mehr bekommen, hoffe ich.“

Stein kannte Arndt aus seinen Schriften, besonders aus den Darstellungen im „Geist der Zeit“. Er stellte ihn — wie soll man sagen? als seinen ersten Sekretair, als seinen Mitarbeiter, als sein zweites Ich, neben sich an, ließ ihn Briefe entziffern und beantworten, gab ihm Aufträge zur Abfassung kleinerer Schriften, die, als Flugblätter gedruckt, ins Volk gestreut wurden. „Recht so!“ sagte Stein oftmals, wenn Arndt ihm vorgelesen hatte, was er in seinem Auftrage geschrieben, „recht so! Sie sind immer kurz und gradaus. Ich mag die Wortschnitler nicht, die weitschweifigen Einwickler, Umwickler und Entwickler!“

Deutsche Jugend. X.

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“
„Ja, reite Herr Feldmarschall,“ so schließt das Lied, „wie Winde im Saus! dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein, du tapferer Degen, in Frankreich hinein!“ — Ja! „zum Rhein und über den Rhein.“ Denn geschlagen und wieder geschlagen — an der Raabach, bei Großbeeren, Dennewitz, bei Leipzig, — geschlagen war, der früher Alle geschlagen hatte. Vereint hatten sich gegen ihn die zu lange getrennten, die Stämme und Staaten des deutschen Landes. Von ihrem Anschwall erbebt der Göke der Zeit und stob dahin.

Nun, frei von dem Bedränger und Zerreißer, konnte Arndt das große, glückesichre und gedankenschwere Fragelied dichten: „Was ist des Deutschen Vaterland? Nicht Preußen, noch Schwabenland, nicht Baiern, noch Pommerland! „Soweit die deutsche Zunge klingt, das ganze Deutschland soll es sein!“ — Und endlich, als die siegreichen Heere den französischen Boden überfluthet hatten, immer

hinter Napoleon her, als das französische Volk den vom Kriegsglück Verlassenen nun auch preisgegeben hatte, da erklang aus Arndt's Munde das schaurige Gerichtslied, das erlösende Freudenlied:

„Durch Deutschland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden:
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Ist laut geklungen worden!
Der Wüthrich ist gefallen,
Durch Gott, den Herrn, gefallen,
Sammt seinen Heulerhorden!“

Ja, das ganze deutsche Volk war ein Sieger- und Sängervolk geworden. Auf den Schwingen seiner Lieder hatte der kühne Adler von Rügen über den Heerhaufen hin, vor ihnen hinauf, immer dem Licht der Sonne entgegen den Weg genommen.

IX. Des Lebens Abend.

Unter den Schriften, die Arndt im Jahre 1813 veröffentlicht hatte, war besonders eine überall mit Freude und Begeisterung aufgenommen worden — „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“. Sie hatte unter Andern auch die Aufmerksamkeit des damaligen preussischen Staatsministers Fürsten von Hardenberg auf sich gezogen. Als im Jahre 1814 nach dem Frieden mit Frankreich die Staaten Europa's daran gingen, ihre Grenzen theils den früheren Verhältnissen, theils den neuen politischen Bedürfnissen gemäß zu ordnen, ließ der Minister dem geistvollen Redner und Dichter seinen Beifall, zugleich auch den Antrag und das Versprechen der Anstellung im preussischen Staatsdienst mittheilen. Arndt ging darauf ein, und nach kurzen Unterhandlungen wurde an der Universität, die zu Bonn nach dem Frieden gegründet werden sollte, die Professur der neueren Geschichte für ihn ersehen.

Die Einrichtung dieser Universität verzögerte sich aus verschiedenen Gründen, im Jahre 1815 besonders wieder durch den Wiederausbruch des Krieges, den die Flucht Napoleon's aus Elba und die abermalige Erhebung des französischen Volkes entzündet hatte.

Arndt hielt sich in Erwartung der Dinge, die ihm verheißen waren, in den Rheinlanden auf, meistens in Köln. Von hier aus gab er in den Jahren 1815 — 17 eine Zeitschrift „Der Wächter“ heraus, in welcher durch kräftige Abhandlungen die Sache des deutschen Volkes und Vaterlandes unter den neuen Verhältnissen Europa's verfochten wurde. Oft war er, Tage und Wochen lang, zum Besuch auf Schloß Rappenberg in Weisfalen

beim Freiherrn von Stein, mit dem ein zutrauensvolles Freundschaftsband ihn immer enger verknüpfte. Mit Männern aller Stände und Berufsrichtungen, mit Generalen, Professoren und Dichtern, stand er in Verbindung. Er hatte in dem bewegten Leben der letzten Jahre die verschiedenartigsten und lauter tief gehende Bekanntschaften gemacht.

So schien Alles zu seinem Glück sich zu gestalten. Der Zukunft — nach menschlichem Ermessen — sicher, vermählte er sich mit Anna Marie Schleiermacher, der jüngsten Schwester des berühmten theologischen Gelehrten an der Berliner Universität. Er erstand bei Bonn ein Fleckchen Land mit einer herrlichen Aussicht grad auf das Siebengebirge, erbaute ein Haus und legte ein Gärtchen an. Alle Neigungen, die von Kindheit auf in ihm erwachsen waren, die für die Arbeit in der Natur, die für Wissenschaft und Verkehr mit geistvollen Männern, Alles schien ihm gewährt. Der Abend seines Lebens sollte ein ruhiger, traulicher und glücklicher sein.

Arndt war dem 50sten Lebensjahre ganz nahe, als im Jahre 1818 die Universität eröffnet wurde. Er gewann einen zahlreichen, in Verehrung und Dankbarkeit ihm zugethanen Zuhörerkreis. Arndt war glücklich, seine Gedanken, seine Auffassung der Menschenwürde, des Völkerglücks und Staatenwohls in junge Gemüther pflanzen zu können. Er dankte Gott von Herzen für die wunderbaren Fügungen seines Lebens, die ihm nach so vielen Wendungen die Kreuz und Quer an eine Stätte so reichen Segens geführt hatten.

Was sind menschliche Gedanken? und wie fest stehen die Hoffnungen, auf welche die Seele baut?

Einen sehr freudigen Tag erlebte er noch im Jahre 1819, ebenso in seinem Hause wie in seinem Berufe. Zu Hause wurde ihm am 18ten Juni sein erster Sohn geboren, und draußen war an eben diesem Tage die Jahresfeier des Sieges bei Belle-Alliance, zu der die Universität und die Schulen sich freudig verbunden hatten. Wenige Tage darauf aber wurde plötzlich, wie durch einen Schlag aus heiterem Himmel, seinem Glück eine Grenze gesetzt.

Da erschienen Männer, die er nicht kannte, in seiner Wohnung, — es waren Polizeibeamte. Sie forderten Haussuchung bei ihm zu halten. Sie durchwühlten alle Fächer seines Arbeitspultes, alle Winkel seiner Bibliothekspinden, sie packten alle Papiere, alle Briefe zusammen, versiegelten sie und schleppten Alles hinweg. Eine gerichtliche Untersuchung, von einer geheimen Behörde geleitet, die in Berlin angestellt war, begann gegen ihn. Er war angeklagt, an staatsgefährlichen Umtrieben geheimer Ge-

fellschaften theilgenommen, die Jugend durch Anpreisung der Republik verführt, zu verbrecherischen Thaten angereizt zu haben.

Die Untersuchung dauerte länger als ein Jahr. Man konnte ihm — sehr natürlich! er hatte ja sein Leben immer rein und treu, gehorsam den Gesetzen und der Tugend geführt, — man konnte ihm keine Schuld nachweisen. Dennoch wurde er — nicht zur Strafe, denn er hatte keine verdient, sondern lediglich auf eine Furcht oder einen Argwohn hin — in den Ruhestand unter Beibehaltung seines vollen Gehaltes versetzt.

Man klagt in den Geschichtsbüchern gewöhnlich die Republiken des Alterthums, besonders die griechischen, der Undankbarkeit gegen die Männer an, die sich am meisten um ihr Vaterland verdient gemacht hatten. Hier aber war eben diese tief zu beklagende Undankbarkeit von einem Königreiche begangen worden. Wie viel von verschiedenen Seiten, von sonst einflussreichen Männern, zu Arndt's Gunsten gesprochen und eidlich bezeugt wurde, es half nichts. Nicht allein von Berlin aus, mehr noch von Wien war eine grausame Heze auf Männer und Jünglinge angestellt, denen nachgesagt wurde, daß sie im Geheimen danach strebten, die Throne zu stürzen und Republiken aufzubauen.

Es war, was Arndt betrifft, eine Beschuldigung ganz ohne Grund und Anhalt. Gewalt, der er sich beugen mußte, ward geübt. Arndt verlor viele Jahre, die er gern in kräftiger Arbeit zugebracht hätte, in aufgedrungener Unthätigkeit. Wie in einem Traumleben, das er unter Kindern, Bäumen und Blumen zubrachte, fühlte er sich. Nur Eines stand ihm über allem Wandel fest, es ließ ihn im Innern nicht erbittern und niederdrücken. „Gottes Liebe vergift kein Stäubchen in seinem All!“ mit diesem Gedanken tröstete er sich von einem zum andern Tage.

Raum war im Jahre 1840 der Wechsel des Thrones in Preußen eingetreten, da beeilte sich der Nachfolger Friedrich Wilhelm's III. das Unrecht, das an Arndt begangen war, wieder aufzuheben. Durch Cabinetsbefehl setzte Friedrich Wilhelm IV. ihn in sein Amt wieder ein und gab ihn dem Verkehr mit der lernbegierigen Jugend zurück.

Welch Freudensfest war es, als Arndt wieder zur Universität seine Schritte richtete, als sich ihm wieder die Thüre zum größten der Hörsäle öffnete,

wieder die Schaar der Jünglinge um ihn herum auf die Worte des Mannes lauschte, der vom ewigen Sonnenstrom reiner Liebe und Tugend genährt, durch das Erz schwerer Prüfungen gestärkt, bei großen Verdiensten, die er erworben, den anspruchlosen Geist, bei schwerem Unrecht, das ihm zugefügt war, frommen Gleichmuth bewahrt hatte!

Arndt war ein Greis, aber an Lebhaftigkeit der Empfindungen noch immer wie ein Jüngling, und an Kraft des Willens und der Thaten wie ein Mann in der besten Zeit.

Im Jahre 1848 wurde er in das Parlament nach Frankfurt gewählt, um für das „deutsche Reich“ eine neue Verfassung zu berathen. Die Bestrebungen jener Zeit führten zu keinem Resultat. Nur wie aus dunkler Ferne verkündeten dem Weitblickigen die Ereignisse der letzten Jahre seines Lebens eine glücklichere Zukunft. Den Jubel selbst aber, den wunderbaren Jubel des Jahres 1871, den die Stämme und Staaten Deutschlands — unter den Vorkämpfern ihrer Geschichte — auch ihm verdanken, hat er mit eignen Augen nicht mehr gesehen.

Am 2ten Weihnachtsfesttag des Jahres 1859 vollendete er sein 90stes Lebensjahr. Wie viele Ehren- und Liebesgaben gingen an diesem Tage bei ihm ein! Von nah und fern riefen ihm Bekannte und Unbekannte ein Hoch, ein Dankes- und Segenswort zu. Es war zu viel für sein weiches Gemüth.

Die Aufregung der Freude beschleunigte sein Ende. Wenige Wochen darauf, am 29. Januar 1860, starb er in Folge langamer Entkräftung. Möge „über seinem Grabe die deutsche Einheit und Einigkeit sich aufbauen!“ dies war der Wunsch, mit dem die Universität zu Bonn den Tod „ihres ältesten Mitgliebes“ beklamt machte, „des unerschütterlichen Kämpfers für deutsche Sprache, Sitte und Ehre, des Kämpfers in schlimmen wie in guten Zeiten, des Name gefeiert und geliebt ist, so weit die deutsche Zunge klingt.“

Auf einem der schönsten Punkte bei Bonn, fast noch in der Stadt, ist ihm ein Denkmal errichtet. Ein andres, für seinen Geburtsort bestimmt, wird eben jetzt vorbereitet. Möge das Erz, das Bild seiner edeln Züge bewahrend, seinen Geist, die Liebe zum Vaterland und zur Tugend in den Beschauern aller folgenden Geschlechter entzünden, rein und wach erhalten!



Das Ei des Columbus.

Ein Geburtstagsfestspiel für Kinder

von

Franz Bonn.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.

Personen:

Alfred
Bertha
Carl
Mariechen
Katharina, ihre alte Kindsfrau.
Ein armes Kind.

Kinder des Hauses.

Die Bühne stellt ein Zimmer mit einfacher Einrichtung dar. Links und rechts Seitenthüren, auf einer Seite ein Fenster.

I. Scene.

Alfred und Bertha kommen hereingesprungen. Gleich darauf Carl.

Alfred.

Heiße! Wir sind allein zu Haus!
Der Vater und die Mutter, sie gingen aus
Und kommen so bald nicht wieder zurück.

Bertha.

Das ist für dich ein rechtes Glück,
Willst wohl wieder lärmern und toben?

Alfred.

Wir ärgern die böse Wirthin droben,
Die kann den Spektakel gar nicht leiden;
Heut' soll sie den Markt um die Ruhe beneiden!

Carl.

Komm' Alfred, wir wollen exerziren
Oder den türkischen Marsch probiren!

Bertha.

Wir wollen brav sein!

Alfred.

Das können wir immer,
Heut' sind wir Herren in unserm Zimmer.

Carl.

's ist so gar selten, daß wir allein —
Bei uns heißt's immer stille sein.

Bertha.

Ihr wißt die Hausfrau ist gar böß!

Alfred.

Was schert mich die Hausfrau? Ein rechtes Getöse!
Ist gar zu lustig! Die Trommel heraus!
Wir machen Musik.

Bertha.

Ich bitt' mir's aus.

Carl. (Zu Bertha.)

Du hast dir gar nichts auszubitten,
Nur keine solchen Gesichter geschnitten!
Da nimm die Trompete, ich schlag' die Einellen.

Alfred. (Zu Bertha.)

Du wirst dich doch nicht so ungeschickt stellen!
Also vorwärts! „die Wacht am Rhein,“
Die können wir alle — haut lustig drein!

(Alfred und Carl singen „die Wacht am Rhein“, ersterer schlägt dazu die Trommel, Carl die Einellen, Bertha bläst die Kindertrompete. Sobald kommt Katharina mit Mariechen.)

II. Scene.

Vorige. Katharina. Mariechen.
Katharina.

Hilf Himmel! Welch' ein Heidenstandal!
Die Hausfrau kündigt uns sicher einmal.
Wollt ihr wohl schweigen? Bertha sei still!
Wißt ihr nicht, was Vater und Mutter will?
Ordnung muß sein in unserm Haus!

(Die Kinder haben nach den ersten Worten ihre Musik eingestellt.)

Alfred.

Ist unsre Musik kein Ohrenschmauß?

Katharina.

Vielleicht für Todte oder für Taube!

Carl.

Wenn's uns aber gefällt!

Katharina.

Was da? Ich glaube,
Der Naseweis will sich noch lustig machen!

Bertha. (Zu Katharina.)

Nun, sei nur nicht böse! Ist's nicht zum Lachen,
Wenn ich mit meinen Herrn Brüderlein
So eifrig bläse die Wacht am Rhein?

Katharina.

Ich wüßt' euch keine Beschäftigung.

Alfred.

Ach Jungfer Kathi! Wir sind halt jung.
Wir müssen sonst Jahr aus Jahr ein

Wie die Mäuschen still und artig sein,
Da thut's uns wohl, aus voller Brust
Einmal zu singen nach Herzenslust.

Katharina.

Ja, Singen ist recht, doch nicht wie besessen!
Aber wißt ihr, was ihr vergessen,
Daß morgen der Mutter Geburtstag ist,
Und daß ihr dazu noch was lernen müßt!

Alle Kinder.

Der Mutter Geburtstag?

Alfred.

Und morgen schon?

Katharina.

Jetzt geht's aus einem andern Ton!
Ihr solltet ein Festspiel einstudiren
Oder sonst etwas Schönes zum Gratuliren.

Alfred.

Ja warum sagtest du's früher nicht?
Ich hätte gemacht das schönste Gedicht.

Bertha.

Ich hätte gehäkelt ein par a pomade.

Carl.

Ich hätt' was gezeichnet — ach das ist schade!

Katharina.

Ich sagte es euch schon vor acht Tagen.

Bertha.

So etwas muß man uns öfter sagen.
Wir lieben Mama ja von Herzensgrund,
Das giebt man doch gern am Geburtstag kund.

Carl.

Ich ließe mir's kosten drei Schachteln Soldaten,
Könn't uns eine Ueberraschung gerathen.

Alfred.

Ich gäb' mein neues Stiefelpaar.

Bertha.

Und ich eine Locke von meinem Haar.

Carl.

Unfre liebe Mutter, wie hat sie uns gern!

Mariechen.

Mich nennt sie oft ihren Augenstern.

Alfred.

Noch ist es Zeit! Wir sind allein,
Wir machen Etwas — ja so soll's sein.

Bertha.

Was hast du vor?

Alfred.

Noch weiß ich's nicht,
Ich meine, ich mache ein Festgedicht.

Bertha.

Ein Festgedicht! Das wäre wohl gut,
Aber ob's halt der Mutter gefallen thut?
Das müßte man eben zuerst probiren!
Und dann, wer soll's denn declamiren?

Alfred.

Natürlich — Ich!

Carl.

Und was beginnen

Wir Andern?

Alfred.

Ihr müßt euch eben besinnen.

Bertha.

Besinnen?! Aber mir fällt nichts ein.

Alfred.

Was geht das mich an? Ich kann Latein.
Ich mach' ein Gedicht — eine große Ode.

Bertha.

Und ich — ich weine mich zu Tode,
Wenn ich nichts sagen, nichts geben kann.

Carl.

Hilf uns Katharina! Gieb uns was an!

Katharina.

Ich kann euch nicht helfen — ich alte Person —
Von Vers und Gericht, was versteh' ich davon?
Habt ihr vergessen das vierte Gebot,
So helfe sich jedes jetzt selbst aus der Noth.

Mariechen.

Muß ich der Mutter auch etwas schenken?

Katharina.

Ich laß euch allein, jetzt mögt ihr denken
Wie jedes etwas Passendes finde
Zur Feier des Fests und zum Angebinde.
Du, Mariechen, bist auch schon klug
Und alt und groß und geschickt genug,
Du darfst nicht hinter den Andern bleiben.
Und nun ihr Kinder an's Zeichnen und Schreiben!
(Geht nach rechts ab.)

III. Scene.

Vorige ohne Katharina.

Bertha.

Da stehen wir jetzt, wie gewisse am Berge!
Ich wollt', es gäbe noch richtige Zwerge,
Wichtelmännchen, Kobolde, Elfen,
Die könnten uns jetzt am besten helfen.

Alfred.

Ich brauche fremde Hilfe nicht
Zu meinem lateinischen Helbengedicht!
(Setzt sich an den Tisch und schreibt.)

Carl.
Ich auch nicht. Ich zeichne ein Bild aus dem Kopf.
(Zeigt sich gleichfalls und zeichnet.)

Bertha.
Und ich weiß gar nichts — ich armer Tropf!
Was machst denn du, Mariechen? sprich!

Mariechen.
Ich weiß, was ich thu' — ich blamire mich.

Bertha.
Das könnte ich auch.

Alfred. (Zu den Mädchen.)
Seid still ihr zwei,
Ihr stört mich in meiner Dichterei.

Bertha.
Wir müssen uns halt auch berathen!

Mariechen.
Wie viel bekommt man für einen Dukaten?

Bertha.
Was willst du damit?

Mariechen.
Ich möcht' etwas kaufen
Der lieben Mutter!

Alfred. (Bestig.)
Still!

Bertha.
Man darf doch schnaufen!
Wenn wir dich stören, so geh' du fort.

Alfred.
Hast Recht, hier ist kein günstiger Ort.
(Geht mit seiner Schreiberei rechts ab.)

Mariechen.
Ich hab zwei Dukaten in meiner Kasse,
Ich mein', daß damit sich was machen lasse.

Bertha.
Ja freilich wohl, doch fragt sich was?

Carl. (Unwillig.)
Ihr stoßet! Ich verbitte mir das!

Bertha.
Wie können wir dich denn geniren,
Wenn wir ganz leise discouriren?

Carl.
Ich bring' nichts zusammen. Es wackelt der Tisch,
Mariechen zappelt ja wie ein Fisch.

Bertha.
Ei nun, so geh in ein anderes Zimmer,
Euch junge Herren genirt man immer!

Carl.
Hast Recht: ich gehe. Es ist nichts versäumt,
Wenn ich nicht höre, was ihr träumt.
(Ab mit seiner Zeichnung nach links.)

Mariechen.
Könnst' ich nur langem auf den Schrank,
Dort liegen im Büchschchen die Thaler blank!

Bertha.
Da kommt mir just bei deinem Schranke
Auf einmal ein prächtiger Gedanke!
Ich komm' gleich wieder. (Ab nach rechts.)

IV. Scene.

Mariechen. (Allein.)
Mariechen.

Sie läßt mich allein.
O warum bin ich doch gar so klein!
Doch warte, ich will's mit dem Stuhl probiren,
Für die Eltern muß man Alles riskiren.
(Geht nach links ab, kommt jedoch gleich wieder mit einer kleinen Sparbüchse.)

Da sind meine Schätze. Ich will sie zählen.
(Leert den Inhalt der Büchse auf den Tisch.)
Was werd' ich wohl am besten wählen?
Ein neues Kleid? Einen Schmuck? Einen Hut?
Eine Gliederpuppe? Ein Haus? Ein Gut?
Das Schönste brächte ich gern als Gabe,
Laß sehn, wie viel ich so Dinger habe.
(Zählt alle Münzen als Stücke ohne Rücksicht auf ihren Werth. Während des Zählens, das noch sehr fehlerhaft geht, erkümt vor dem Fenster ein Lieb.)

Lied.
Habt Erbarmen
Mit den Armen,
Gebt von eurem Ueberfluß.
Ach es ist so hart zu hungern,
Vor der Thür herumzulungern,
Schwer ist's, wenn man betteln muß.
Himmel sende
Gute Spende,
Rühre braver Menschen Herz,
Daß der Armen sie gedenken,
Mitleidsvoll und gerne schenken
Trost und Hilfe unserm Schmerz!

Mariechen. (Tritt ans Fenster.)
Ein armes Kind in bitterer Noth!
Ich wollt', ich hätte ein Stücklein Brod.
Wie ist mir denn? Bin ich nicht klug!
Hab' ja des schönen Gelds genug.
Da halte das Schürzchen! Sie hört nicht! —
Hier!

Nun warte, ich komme hinab zu dir.
(Gibt mit einigen Geldstücken ab.)

V. Scene.

Nach einer Pause kommt Bertha von rechts.

Bertha.

Was war das nur für ein feiner Gedanke,
Der mir kam bei Mariechen's Schranke?
O weh! mir fällt nichts mehr ein davon,
Und ich hatte geglaubt, ich hab' es schon.

Katharina. (Von rechts.)

Num, ist der Bertha was eingefallen?

Bertha.

Ach Gott! Ich bin die Aermste von Allen,
Ich besinne mich hin, ich besinne mich her,
Das, was mir einfiel, weiß ich nicht mehr!

Carl. (Von links.)

Ich bringe heute nichts zu Stande.
Da sieh nur das Bild an — es ist eine Schande!
(Zeigt Bertha sein Bild.)

Bertha.

Das ganze Blatt ist ja verschmiert.

Carl.

Das Beste hab ich herausgummirt.

Katharina.

Num, macht's der Alfred besser nicht,
Dann freu' ich mich auf das schöne Gedicht.
He! Alfred komm!

Alfred. (Von rechts.)

Was giebt's schon wieder?
Da schreib' einer was Gescheidtes nieder!

Katharina.

Laß sehen, was du gedichtet hast.

Alfred.

Ich hätte schon längst es fertig fast,
Zielen mir nur die Worte ein!

Katharina. (Betrachtet das Blatt.)

Ich kann's nicht lesen.

Alfred.

Es ist Latein!

Bertha.

Aber lieber Bruder! Ich bitte dich,
Da stehn ja nur lauter Gedankenstrich'!

Alfred.

Das ist's ja eben, wie ich gesagt,
Daß ich mich nach Worten umsonst geplagt.
Hätt' ich nur Worte, ich wollt's schon machen.

Bertha.

Zu unsrer Kunst wird die Mutter lachen.
Da kommt Mariechen!

VI. Scene.

Vorige. Mariechen (Komm mit dem armen Kinde von links.)

Katharina. (Zu Mariechen.)

Was hast du erbacht?

Mariechen.

Ich hab' für die Mutter etwas mitgebracht.
Dies arme Kind, aus Rosen und Veilchen
Macht's einen Strauß. Komm' setz' dich ein
Weilchen.

Da liebes Mädchen, nimm nur Platz!

(Das arme Kind, welches Blumen in einem Körbchen
und einen halbfertigen Strauß in den Händen hat,
setzt sich in der Mitte der Bühne auf einen Schemel und
macht den Strauß fertig.)

Katharina. (Zu Mariechen.)

Bravo! Bravo! Mein lieber Schatz!
Laß dafür an's Herz dich drücken.
Wie wird die Mutter der Strauß entzücken!
Du hast's getroffen. Du bist ein Genie!

Alfred, Bertha und Carl.

Das hätten wir auch gekonnt wie sie!

Katharina.

Ja ganz natürlich! Hinterher
Ist Alles einfach und gar nichts schwer!
Da geht's wie mit des Columbus Ei —
Wenn's da steht — ist keine Kunst dabei!

Alfred.

Wir wollen alle dem Kind etwas geben.

Bertha.

Wir kaufen ihm Süßes —

Carl.

Eine Dütte Eibeben.

Alfred.

Ich schenk' ihm mein neues Portemonnaie.

Bertha.

Und ich mein Puppenkanapee.

Carl.

Ich schenk' ihm mein schönes Indianerbuch.

Katharina.

Gebt ihm lieber eine Schürze — ein Tuch.

Bertha. (Nach.)

Wir kleiden das Mädchen.

Alte.

Ja, so soll's sein!

Carl.

Wie wird sich die Mutter darüber freun!

Alfred.

Num gleich an's Werk! Die Sparbüchsen her!
Vereinten Kräften ist nichts zu schwer.

Katharina.

Das lobe ich mir! Ja, so ist's gut!
Doch seht nur, was die Kleine thut,
Sie bindet die Blumen zum schönsten Strauß,
Die Farben sucht sie mit Sorgfalt aus.
Wie ist mir denn?

Doch sind wir halt noch Kinder eben,
Verstehen nicht viel von Spiel und Verwandlung.
Die Hauptsache bleibt eine „gute Handlung“,*)
So sagt ja der, der ein Festspiel macht;
Die haben wir Dir nun zu Ehren vollbracht.

(Das arme Mädchen überreicht der Mutter den Strauß.)



Ist unser Spiel nicht Wirklichkeit?
Da sitzt ja die Mutter die ganze Zeit
Und sieht und hört gerührt uns zu —
Tritt vor Mariechen, als Jüngste du,
Und sage einen schönen Spruch.
So lieb wie du's kannst, steht's in keinem Buch.

Alle gruppieren sich links und rechts. Mariechen führt das arme Kind bis an den Rand der Bühne und spricht:

Lieb Mütterchen! Wir hätten zu deinem Feste
So gerne gebracht das Schönste, das Beste.
Wir wollten ein kleines Theaterstück geben,

Das arme Kind bringt Dir den Strauß.
Die Blumen sprechen Dir Alles aus,
Sie bringen Dir Dank und den Wunsch entgegen:
„Reich blühe Dein Glück mit Gottes Segen.“

Während der Vorhang fällt, setzt das Clavier mit einem kurzen feierlichen Stücke ein.

*) Schön wäre es, wenn das „arme Kind“ wirklich von einem solchen aus der Nachbarschaft dargestellt würde, das die Kinder am Geburtstag der Mutter aus ihrer Sparkasse gekleidet oder sonst beschenkt haben.



Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Wie wenig ist ein Tröpflein Thau
Auf weiter, sonnbeglänzter Au!
Und doch, ein Blümchen hat's erquid't;
Ein Wandrerauge hat's entzünd't,
Durchleuchtet einen Augenblick

Ward's von der Sonne Strahlenglück,
Und schwang sich lichtverklärt hinauf
Zu ew'gem Kreis- und Werdelauf.
Ein Tropfen Thau! — Mensch kannst du mehr
Auf Gottes Weltflur sein als er?

Vom Gehorsam bei verschiedenen Völkern.

Von Karl Rohrbach.

Illustrationen von Fedor Flinzer

nach Skizzen des Verfassers.

(Schluß.)

Einige Monate später war ich in Mexiko, in jenem wunderbaren Lande, das von der Natur mit Reichthum und Herrlichkeit ausgestattet, und durch den Fanatismus und die entsehlliche Herrschaft spanischer Priester zur Wüste verwandelt worden ist. Dort lebte ich, sowohl in Vera Cruz als auch in der Hauptstadt selbst, im Hause eines lieben Freundes und hatte an den farbigen Dienern reichliche Gelegenheit, den Charakter der Eingebornen kennen zu lernen. Sie waren sanft und gefügig und vollbrachten ziemlich pünktlich, was ihnen geboten war, ohne gerade in den Sinn oder Geist der Arbeit einzudringen, doch nicht ohne einen gewissen innern Antheil an ihrer Hände Werk zu nehmen. Sie waren ganz anstellige Hausdiener, wenn auch bisweilen ihre eignen Wünsche sie zu kleinen Abweichungen von der geraden Linie des Gehorsams veranlaßten. Ganz vortreflich waren sie aber auf Reisen in das Innere des Landes; hier konnte man sich keinen bessern Diener wünschen als solch eine Nothhant. Mit rührender Aufmerksamkeit und großer Geschicklichkeit wußte der Mozo (das Wort bedeutet eigentlich „Knabe“, wird aber, wie das französische garçon auch für Diener gebraucht, besonders für den auf der Reise) den besten Platz im Walde zum Nachtlager zu finden, Alles zurecht zu machen, zu kochen, für Pferde und Gepäck zu sorgen, besser und anstelliger, als ein weißer Diener dies vermocht hätte. Es war, als sei er in seinem Elemente. Er war hier das Muster eines guten Dieners, und ich hörte von allen Europäern auf meine Erkundigungen hin, daß sich der Indianer unter diesen Verhältnissen fast ausnahmslos als solcher bewährt. Hier konnte der Indianer an pünktlichem Gehorsam von keinem übertroffen werden, hier stand er an seiner rechten Stelle. Sein Gehorsam wuchs im Walde aus ihm hervor mit so fröhlichen frischen Trieben, als befände er sich da erst auf seinem wahren Boden. Im Hause dagegen, wo Keulichkeit und strenge Ordnung unumgänglich nöthig sind, wenn sich der Deutsche behaglich fühlen soll, da ist auch der deutsche Diener der einzige, den ich in allen

Stücken bewährt gefunden habe. Ich will damit keineswegs sagen, daß jeder deutsche Diener hier inbegriffen sei, sondern nur, daß man bei uns eher einen tüchtigen treuen Diener, einen pünktlichen bewußten Gehorsam finde, als in irgend einem andern Lande der Erde, wenigstens sprechen meine Erfahrungen entschieden dafür.

Auch der Fellah in Aegypten ist scheinbar-gehorsam, aber wie lange? So lange ihm die Peitsche droht, sagt man, aber keine Minute länger; davon kann ich aus eigener Erfahrung sprechen. Als ich vor siebzehn Jahren in Cairo ein Schiff zur Mitreise gemiethet hatte, verlangte ich, um dasselbe von Ungeziefer und besonders von Ratten zu reinigen, daß es ganz ins Wasser versenkt würde. Der Eigenthümer ging nach vielem Zögern auf diese Bedingung ein, und versprach, gleich am andern Morgen solle das Nöthige dazu gethan werden, und bis Mittag sei das Schiff unter Wasser. Diese Abrede war so bestimmt getroffen, daß ich von ihm (er war kein Türke, sondern ein Levantiner: ein Türke hält sein Wort!), die Hand darauf erhielt, wenn ich Mittags käme, fände ich das Schiff unter Wasser. Ich ritt also Mittags mit meinem Reisegefährten hinaus nach Bulak, so heißt der Hafen von Cairo. Schon vorher war mir viel zu Ohren gekommen von der Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit der Aegypter, sowohl der Herren als der Knechte, d. h. der Levantiner und der Fellahin und Neger. Ich dachte mir also, daß das Schiff wohl nur bis an den Rand eingesenkt sein würde; hatte aber, wie gesagt, ausbedungen, daß auch die Kajüten ganz unter Wasser gesetzt werden sollten, denn berühmte ägyptische Reisende hatten mir dieses Verfahren als das einzig zuverlässige Mittel zur Befreiung von dieser Plage eingeschärft. — Was denkt ihr nun, meine lieben jungen Freunde, was bekam ich zu sehen, als ich am Strande von Bulak anlangte?

Da schaukelte unser Schiff, unsere Dahabieh (sprich Dehabijeh) ganz munter auf dem Nil, und ein Negerjunge saß auf dem Bord, und schöppte gemächlich mit einem kleinen Blechgefäß Wasser aus dem Nil in das Schiff. Dieser Knabe sollte auf solche Weise das Schiff versenken, das etwa siebzig

Fuß lang, zwölf Fuß breit und vom Rand an fünf oder sechs Fuß tief war!

Angeichts dieser albernen Comödie, die in der Art nur in Aegypten möglich ist, brachen ich und mein Gefährte in ein schallendes Gelächter aus; dann aber frug ich den Zungen: „Wann gedenkst du fertig zu sein?“ — „O sehr bald, Herr!“ war die Antwort. — Auf's Neue konnten wir uns des Lachens nicht erwehren, wobei ich ihm zurief: „Hüte dich nur, daß du nicht den Nil leer schöpfst.“

Dann freilich behielt der Zorn über diesen Betrug des Eigenthümers die Oberhand, und wir wendeten unsere Esel nach seinem Hause hin. Wir



ließen uns melden. Der Herr sei nicht zu sprechen, er sei krank, hieß es. „Hat keine Noth, sagte ich, so wollen wir ihn im Bette sprechen.“ Das geht nicht, brachte der Neger wieder zurück, der Herr ist sehr krank.“ — Ich wußte aber, daß das gelogen sei und woran er krank war, nämlich an der Furcht, daß es jetzt einen schlimmen Tanz geben würde; ich ließ ihm also melden, wir könnten das Schiff nicht brauchen, und würden uns ein anderes suchen. Kaum hatte ich dies recht laut gesagt, als die Seitenthür sich öffnete und der angebliche Kranke ganz munter mit seiner Pfeife in der Hand herauschlüpfte, uns höchst demüthig zum Sitzen einlud, Pfeifen und Kaffee zu bringen befahl und dann einige Entschuldigungen stotterte über sein Unwohlsein. Ich sagte ihm nun meine Meinung wegen der Anstalten, die er hatte treffen lassen, das Schiff zu versenken. „Es ist ja versenkt, ganz tief hinein, bis über das Dach der Cajüte“, behauptete er. „Nein, sagte ich, der

Zunge schöpft ja erst Wasser ein.“ — „O gewiß aus, Herr, aus!“ — „Nein! ein, sage ich Ihnen; kommen Sie mit zum Schiffe!“ — „Nicht so eilig, bat er, nehmen Sie erst eine Tasse Kaffee.“ — Wir thaten es. Dann aber zwang ich ihn trotz aller seiner Ausreden — uns zum Schiffe zu begleiten. Auch dort behauptete er, es sei schon ganz versenkt gewesen; da nahm ich ihn beim Arm und zeigte ihm in allen Ecken trockenen Staub und Spinnweben. Nun sattelte er um: „Dann haben die Matrosen mich belogen, wendete er ein; ich habe sie alle zwölf heute früh hier angestellt, und sie sagten mir vorhin, es sei Alles richtig geschehen.“

Da er so unverschämt log, sprang ich aus der Cajüte hinaus und frug den Reis (Capitain, Anführer der Bemannung des Schiffes): „Wie viel Leute habt Ihr schon für die Fahrt gebunden?“ „Bis jetzt erst einen Mann und den Zungen da,“ sagte er. — „Gut, kommt mit hinein!“ — „Hier, Herr! sprach ich zum Eigenthümer, hier steht Ihr Reis,

wo sind aber Ihre zwölf Matrosen?“ „Wo hast du sie, deine Leute?“ fuhr der Herr ihn an. „Fürchte dich nicht, Reis Ali,“ sagte ich, „sage nur die Wahrheit, Allah hört dich; dein Herr darf dich nicht anrühren, sonst nehme ich sein Schiff nicht und er muß noch zwei oder drei Monate warten, bis Fremde kommen, die es gebrauchen. Also die Wahrheit.“ Das gelbe Gesicht des Herrn wurde ganz blaß. Der Reis schwieg. „Sprich, Ali!“ sagte ich, „wie viel Leute hast du heute angestellt, um das Schiff zu versenken?“ Er hob den Daumen der rechten Hand in die Höhe. „Und wieviel hast du überhaupt Leute geworben bis jetzt?“ Er hob den Daumen und Zeigefinger. — „Du kannst nun gehen“, sagte ich und er ging hinaus. — Der Levantiner saß und sog mit gesenkten Augen an seiner Pfeife; sie war ihm vor Schreck ausgegangen. „Nun Herr!“ sagte ich zu ihm, „ich will Ihnen etwas sagen. Von Rechts wegen brauch' ich Ihr Schiff nicht zu

nehmen; Sie haben am ersten Tage schon den Vertrag gebrochen. Indessen gefällt mir das Schiff und Reis Ali sehr gut und ich werde nun selbst die Sorge für Alles übernehmen. Nur eins beding' ich noch aus: Morgen früh mit Sonnenaufgang stehe ich am Schiff; Sie haben gesehen, daß ich kein Zauderer bin, daß ich wohl an Allah, aber nicht an Ihr Wort glaube, und also sorgen Sie, daß morgen früh sechs Mann mit Delfarben da sind, um das Schiff in allen Theilen neu anzustreichen.“ „Mit tausend Freuden,“ war seine Antwort. „Welche Farben wünschen Sie?“ Er war aus einer großen Angst erlöst; er hatte aus Furcht, daß wir ein anderes Schiff nehmen könnten und ihm dadurch der reiche Gewinn im August, September und Oktober, wo noch Niemand in Aegypten reist, entgehen könnte, sowohl Fassung wie Farbe verloren, und war nun so kirre und geschmeidig, daß man ihn um den Finger wickeln konnte.

Doch Gehorsam ist dem Fellah ein Ding, das er nicht geübt hat. Wir fuhren nach Damiette hinab, weil ich auf dem Menzaleh-See nach dem Papyrus der Alten forschen wollte. Die Pflanze war aber nirgends mehr dort anzutreffen. Wir kamen zurück nach Cairo, fuhren hinauf bis Wady Halsa, bis zum zweiten Katarakt des Nil. Des Nachts wurde das Schiff meistens an das Ufer gelegt, damit die zwölf Ruderer sich ausruhen möchten. Bei solchen Gelegenheiten laufen nun erfahrungsgemäß immer an den Ketten oder Striden, die das Schiff am Ufer halten, Ratten in's Schiff. Ich hatte also zwei fünf Fuß lange Blechröhren machen lassen, mit aufrechtstehenden Stacheln an den Enden; durch diese Röhren mußten die Ketten oder Taue der Dahabieh gezogen werden, ehe sie am Ufer angebunden wurden. Kam nun eine Ratte das Seil entlang, so mußte sie über die Stacheln klettern, was sie nicht thun konnte ohne sich am Bauche zu verwunden; trat sie dann auf die glatte blanke Röhre, so drehte sich diese um ihre Aze und das Thier fiel ins Wasser. Es ist denn auch keine jemals über die Röhre gekommen. Aber in einer Nacht, es war oberhalb Theben, war ich so sehr müde, daß ich nicht (wie ich sonst immer beim Landen zu thun pflegte) gleich vom Lager, den Burnus übergeworfen, hinausging, und darauf hielt, daß meine Blechröhren auch wirklich angebracht wurden. Nach Mitternacht merkte ich im Schlafe, daß das Schiff still stehe. Ich sprang hinaus. Ein Blick auf die beiden Taue zeigte mir, daß sie ohne Hülfsen seien! — „Heda! Selim, Hassan, Achmet!“ rief ich die schlafenden Matrosen auf, die an ihren Ruderbänken schnarchten.

„Wer hat die Taue festgebunden ohne Hülfsen?“ Keiner wollte es gethan haben. — „Rasch die Röhren angeschoben!“ Sie gehorchten — aber es war schon zu spät. Am andern Morgen hatte ich deutliche Beweise, daß die Einwanderer schon da seien, und die Nilreise auf unsre Kosten mitmachen wollten. Ich legte daher gleich in der nächsten Stadt an, und ließ eine junge Katze kaufen. In 2 Wochen war sie groß und dick, so schwächlig sie bei ihrer Ankunft auch gewesen war. Die Einwanderer aber waren mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Seht, das war der Gehorsam der Fellahin; so lange ich dabei stand, geschah Alles richtig; als ich einmal fehlte, waren sie lässig. Und doch fürchten sie die entsetzlichen Ratten, denn vielen von ihnen sind im Schlafe schon Fußzehen abgefressen worden; trotzdem benutzten sie nicht mein einfaches Mittel sich davor zu schützen.

Uebrigens muß ich zu ihrer Ehre auch sagen, daß sie weit besser waren, als man sie mir geschildert. Ein berühmter Aegyptologe sagte mir: „Kaufen Sie sich in Cairo nur gleich ein Duzend Kurbatsche! (Peitschen aus Nilpferdhaut, die fast gar nicht entzwei gehen können, da sie ganz biegsam und zähe sind), Sie werden sie alle auf diesen trügen lügnerischen Schurken zerhauen!“ Das war mir eine trübe Aussicht; Menschen mit der Peitsche zwingen! — Aber seht, ich habe nicht einen Schlag gethan während der ganzen Reise von vier Monaten, und es ging Alles bis auf drei kleine Vorfälle gut. Wie ich das gemacht habe? Ich hatte zwei gute Sprüche vor Augen und im Herzen; die will ich euch leise sagen. Der erste heißt: Behandle die Menschen gut und edel, so sind oder werden sie gut und edel. Und der andre: Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht. Mit diesen beiden Sprüchen sind alle bösen dienstbaren Geister sicher und leicht gebannt. Auch in Aegypten war es so.

Den einen dieser drei Vorfälle habe ich schon mitgetheilt. Der zweite ereignete sich gleich im Anfang der Reise. Während der Fahrt stromaufwärts erhalten die Matrosen bei jeder Stadt einen Hammel zum Geschenk. Da ich nun zuerst nach Damiette hinabfuhr, so frug ich bei Mansura: „Wollt Ihr den Hammel jetzt, wir fahren stromab, oder wollt Ihr ihn hernach bei der Rückfahrt?“ Nein jetzt, sagten sie. Als wir nun acht Tage später wieder durch Mansura kamen, setzte ich ihnen eine große Schüssel mit Taback zum Geschenk auf das Verdeck. Nach fünf Minuten stand sie noch da. „Nun? was soll das?“ frug ich. Wir fahren stromaufwärts, da müssen wir einen Hammel haben! — Ich ging

hinein und rief meinen Mohamet, der als Dolmetsch diente, wenn ich längere Reden vorzubringen hatte, zu denen mein Arabisch nicht ausreichte. Mit ihm sprach ich Italienisch. „Sage den Leuten, Mohamet, daß sie ihren Hammel für Mansura schon vorige Woche bekommen haben; es gäbe keinen zweiten für eine und dieselbe Stadt; den Taback gäbe ich aus gutem Willen. Steht er in drei Minuten noch da, so bekommen sie keinen mehr auf der ganzen Reise. Das sage ihnen!“

Der schwarze Dongola-Neger stürzte erschrocken hinaus; mein Gesicht hatte die Rede erläutert. Er wußte, ich machte Ernst. Ich ging drei Minuten später hinaus. Die Matrosen dampften lustig ihre Pfeifen (das Segel trieb die Dahabieh, also konnten sie ruhen), schwenkten die Hände und riefen laut und fröhlich: Katachero katihir, hauajah! (Wir danken dir sehr, Herr!) — Sie haben nie wieder einen Hammel verlangt, nie wieder den Taback verschmäht. — Der dritte Fall war in Minieh. Wir legten gegen Abend ans Land. Reis Ali frug, ob die Leute in die Stadt dürften; mehrere seien von hier und verheirathet, und wollten ihre Familie sehen. „Ja wohl,“ sagte ich, „aber nur bis gegen acht Uhr. Jetzt ist's fünf. Gegen acht werden wir Wind haben und den müssen wir benutzen. Sobald ich drei Mal nach einander schieße, müssen alle an Bord zurück.“ Sie gingen; nur der Steuermann blieb. Sie dachten, es werde sein wie immer; wenn Einer fehle, so werde man warten, die halbe Nacht, die ganze Nacht, und auch noch den nächsten Vormittag vielleicht. Sie hatten falsch gerechnet, und dies war das letzte Mal, daß sie an mir ihre ägyptische Art versuchten; von da an waren sie so gut, wie ich sie nur wünschen konnte. — Ich schoß gegen acht; der Wind war voll da und blies stromauf. Sie kamen zögernd, einer nach dem andern — elf Mann. „Wo ist Achmet?“ — Der wohnt ganz am Ende der Stadt, hieß es. — Ich schoß nochmals. Noch 5 Minuten Geduld und Warten. „Vorwärts!“ rief ich dann, „die Ketten herein! los vom Lande.“ Herr! rief Reis Ali, er kommt gewiß noch. — „Es ist schon 20 Minuten nach acht,“ sagte ich, „und genug gewartet! Vorwärts!“ Sie zögerten, so viel sie konnten. Der Steuermann that, als drücke er aus Leibeskräften, aber ich merkte wohl, wie er immer dicht am Lande hielt. „Weiter hinaus in den Strom!“ rief ich ihm zu. „Noch einen Schuß“, bat Ali. — „Meinetwegen“, sagte ich und nochmals rollte das Echo vom Ufer zurück. Sie wickelten das Segel so langsam auf, und die Dahabieh schlich immer noch nahe am Ufer hin, doch hatten wir die letzten Häu-

fer schon im Rücken: da sprang plötzlich eine Gestalt am Ufer ins Wasser, und schwamm auf uns los. Es war Achmet! Er kam und stieg herauf; Reis Ali that, als hielte er ihm eine Strafrede; ich aber sagte dann: „Höre Achmet, du bist ungehorsam gewesen. Weißt du, daß ich dich in der nächsten Stadt aussetzen kann? daß ich dich zum Mu-dir (Richter) bringen und dir dort fünf und zwanzig auf jede Fußsohle verschaffen kann?“ „„Herr, verzeihe! Es soll nicht wieder geschehn!““ „„Gut,““ sagte ich, „ich glaube dir; es soll dir verziehen sein. Ermere dich aber des Tabacks! Ich verstehe keinen Spaß. Ich will euch gern Gutes thun, ihr müßt aber auch gut sein!“ — „„Ja Herr! gut sein. Alle gut sein!“““ Zubeind stimmten seine Kameraden ein, und Achmet küßte mir die Hände; die Füße zog ich noch bei Zeiten vor seinen Liebfosungen zurück. Ich hatte ihm nämlich einige Tage zuvor seine Augen von der furchtbaren ägyptischen Augenkrankheit errettet.

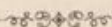
Diese Behandlung machte aus meinen zwölf Negern und Fellahin (bei meiner steten Aufmerksamkeit freilich!) so tüchtige Leute, daß ich nie wieder zu klagen hatte. Am nächsten Tage schoß ich einen Vogel, der noch einige Sekunden flog und dann in den Nil fiel, weit ab vom Schiffe. Sogleich stürzten zwei Matrosen kopfüber in den Strom, schwammen hin und holten ihn. Ich rief: „Laßt ihn! bleibt hier!“ Vergebens: „„Du mußt doch deinen Vogel haben, Herr!““ und nach einigen Minuten brachten sie ihn richtig mit zurück. So thaten sie oft mehr, als ich wollte. Derselbe Achmet gab mir später einen schönen Beweis seines treuen Gehorsams. Als wir noch zwei Tagereisen unterhalb Assuan's waren, bat er um Erlaubniß, in die östliche Wüste zu seinen Eltern gehn zu dürfen, die dort wohnten. Er wollte in Assuan wieder bei mir sein. „Gut,“ sagte ich, „du sollst drei Tage für dich haben. Wenn aber am vierten Tage früh die Sonne dort über die Berge steigt und ihre ersten Strahlen herüberschießen, dann stehst du am Laufbret vor meinem Schiffe.“ Und so geschahs. Als am vierten Morgen, es war unser zweiter in Assuan, die Sonne eben mit dem obern Rande über die Berge schaute, stand noch Niemand am Ufer. Als aber die Scheibe stieg und eben voll und rund wie ein Rad auf den Berggipfeln stand, in demselben Augenblicke trat Achmet am Ufer an das Laufbret und grüßte herüber: Sabal cheir, hauaja! (Guten Morgen, Herr!) Ich grüßte ihn wieder und war in dem Augenblicke so fröhlich, als hätte ich das große Loos in einer Lotterie gewonnen. Und ich hatte es auch! Denn ich

hatte einen wilden Sohn der Wüste gewonnen zu rechtem, pünktlichem und freudigem Gehorsam.

Freue dich, du liebe deutsche Jugend, der ich dir erzähle, daß du in Deutschland aufwächst, wo noch die schönste Blume blüht, die der Jugend Glanz und Duft gibt, der rechte Gehorsam. Einen ähnlichen Sinn für den Gehorsam finden wir bei den Völkern, die mit den Deutschen nahe verwandt sind, den Norwegern, Schweden und Engländern, eine Eigenschaft, die überhaupt den Völkern germa-

nischen Stammes eigen ist. In der deutschen Familie ist der Vater noch der Fürst des Hauses. Das gibt dem ganzen Volke seinen sittlichen Grund, seinen Halt und seine Festigkeit. Die Familie aber ist das Vorbild des Staates.

Diesem strengen Gehorsam verdanken es die Deutschen auch, daß sie das beste und zuverlässigste Heer besitzen, und die Franzosen haben es schwer genug büßen müssen, daß in ihrem Heere nicht der rechte Gehorsam herrschte.



Räthsel.

Von **Friedrich Güll.**

1.

Mit B bin ich von eigener Art,
Vierfüßig und doch mit 'nem Bart;
Mit R des Mannes vierte Haut,
Wie mir's des Schneiders Wit vertraut;
Mit S — t braucht der Wandersmann
Mich, daß er besser laufen kann.
Mit V — l bin ich plump und blank,
Und dien' dem Fleischer in der Bank,
Mit P — f — l steh' wetterbraun
Ich an dem Eck vom Gartenzaun.

2.

Hab' ich mit f dich überfallen,
So bist und bleibst du kleinlaut, wortkarg, still,
Ob auch mit t ringsum von Allen
Ein froher Sinn dich anders stimmen will.
Mit t singst lustig du die alten Lieblingslieder,
Mit f ist Sing und Sang und Klang dir stets zuwider.

3.

Du findest mich nicht bei den Wirthen,
Du findest mich nicht bei den Hirten,
Bei Fischern und bei Jägern nicht,
Schlotfegern und Packträgern nicht.

Jedoch in jeder Werkstatt bin ich,
Oft plump und schlicht, oft fein und sinnig.
Und geh' ich aus des Künstlers Haus
Vollendet in die Welt hinaus,
So werd' ich nach den strengsten Proben
Den Meister stets am meisten loben.

Von **Otto Sutermeister.**

1.

Ueber Berge bin ich heut gefahren,
Die so eben wie die Wasser waren,
Habe Städt' und Dörfer mir besehen,
Wo nicht Menschen und nicht Thiere gehen,
Ohne Brüd' und Schiff und Eis gesetzt
Ueber Ströme, und mich nicht genezt,
Habe über'm Ocean verweilt
Und zu Hause, und mich nicht beeilt.

2.

Es ist der erste Griffel gewesen,
Der erste Prügel und erste Besen,
Der erste natürliche Flederwisch,
Das erste gute Besteck bei Tisch,
Die erste Lichtpuße, das erste Glas:
Run sage mir einmal, was ist das?

Anlösung der Räthsel Seite 94.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

- | | | |
|-----------------------------|--------------------------------|------------------------------|
| 1. Der Hebel und die Rolle. | 2. Fuhrmann, Fährmann. | 3. neu, scheu, treu, untreu. |
| | 4. flüchtig, tüchtig, züchtig. | |

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

- | | | | |
|---------------------------|---------------|----------|---------------|
| 1. Sonntage und Werktage. | 2. Die Sonne. | 3. Echo. | 4. Der Rauch. |
|---------------------------|---------------|----------|---------------|



Knackmandeln.

Von

Robert Löwike.

Geographische Räthselfragen.

Bildet durch Umstellen der Buchstaben

I.

Aus den Wörtern „Posen“ und „Polen“ ein aus der Geographie des alten Griechenlands bekanntes Wort.

II.

Aus dem Worte „Bater“ den Namen eines deutschen Flusses.

III.

Aus den Wörtern „Pole“ und „Arm“ den Namen einer bekannten Stadt.

IV.

Aus dem Worte „Kinge“ den Namen eines großen Flusses.

V.

Aus dem Worte „Latona“ den Namen einer deutschen Stadt.

VI.

Aus den Wörtern „nie“ und „baar“ den Namen eines Landes.

VII.

Aus den Wörtern „in“ und „Edam“ den Namen einer bekannten Stadt.

VIII.

Aus dem Worte „Dasen“ den Namen eines Flusses.

IX.

Aus dem Namen der bedeutenden Handelsstadt Hinterindiens „Rangun“ den Namen eines europäischen Königreichs.

X.

Aus den Wörtern „Reid“ und „Roman“ den Namen einer französischen Provinz.

XI.

Aus den Wörtern „er“ und „war“ den Namen eines deutschen Flusses.

XII.

Aus den Namen der beiden Flüsse „Pene“ und „Ruß“ den Namen eines europäischen Königreichs.

XIII.

Aus dem Worte „Kleined“ den Namen einer deutschen Stadt und außerdem den Namen eines großen Flusses.

XIV.

Aus dem Worte „mahlen“ den Namen einer Stadt in Hannover.

XV.

Aus den Wörtern „Art“ und „Maus“ den Namen einer großen Insel.

XVI.

Aus den Wörtern „Adam“ und „Nil“ den Namen einer bekannten Stadt.

XVII.

Aus den Wörtern „Nore“ und „Morgen“ den Namen eines europäischen Fürstenthums.

XVIII.

Aus dem Worte „Klasse“ den Namen einer deutschen Stadt.

XIX.

Aus den Wörtern „Boru“ und „elf“ den Namen einer bedeutenden Stadt im Süden von Europa.

XX.

Aus den Wörtern „Kad“ und „gelb“ den Namen der Hauptstadt eines europäischen Fürstenthums.

Auflösung der Knackmandeln Seite 95.

IX. Die 3 Zahlen sind: 6666, 666, 66.

X. Die 4 Zahlen sind: 88888, 8888, 888, 88.

2

XI. Die gefuchte Zahlenfigur ist $\begin{matrix} 9 & 4 \\ 2 & 4 & 7 \end{matrix}$

XII.

In jedes Eckfeld 9 Markstücke,
in jedes Mittelfeld 5 Markstücke.

9	5	9
5		5
9	5	9

